

Back to Sex!

Wie muss Körperpolitik im Jahr 2018 aussehen? Elf Sonderseiten zum Internationalen Frauen*kampftag über Abtreibungen, Genitalien und Sex **2-11**



Die Fotoserie „Lying Still“ bebildert neun Seiten der freuntaz Foto: Birthe Piontek



Editorial von **Amna Franzke** und **Dinah Riese**

Die Unterscheidung zwischen Gender und Sex, also zwischen sozialem und biologischem Geschlecht, war ein Meilenstein in der feministischen Theorie. Und trotzdem gibt es Themen, da muss man über dieses biologische Geschlecht reden. Lange Jahre haben wir uns mit der sozialen Konstruktion von Geschlecht beschäftigt. Doch 2018 ist das Jahr, in dem Feminist*innen wieder über den Körper sprechen müssen. Über Anatomie. Und über Ungleichheiten, die aus dem Umgang mit unseren Körpern entstehen.

Keine feministische Demo ohne Vulva-plakat oder den Ausruf „Vulva la Revolution“. Doch was bedeutet der Hype um dieses Genital für Transfrauen? Wie kann eine Körperpolitik aussehen, die keine Frau* ausschließt? Und warum eigentlich muss ein Mann einen funktionierenden Hoden haben, um bei der Bundespolizei arbeiten zu dürfen?

Körper waren und sind politisch. Und so finden wir uns im Jahr 2018 mitten in einer neuen Abtreibungsdebatte wieder, in der die Argumente von Konservativen und Rechten denen von vor 40 Jahren erschreckend ähneln. Mitten in einem gesellschaftlichen Rechtsruck versuchen Antifeminist*innen, mit dem Paragraphen 219a die Arbeit von Ärzt*innen, die Abtreibungen machen, systematisch zu behindern. Wer auf seiner Website informiert, dass er oder sie Schwangerschaftsabbrüche anbietet, wird nicht selten von Abtreibungsgegner*innen verklagt.

Dass die Versorgungslage in Deutschland unter anderem deshalb immer schwieriger wird, ist nur eine gefühlte Wahrheit. Wie steht es eigentlich genau um diese Ärzt*innen? Hat jede Frau in Deutschland die Möglichkeit, in ihrer Nähe einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen zu lassen?

All diesen Fragen sind wir für diese Sonderausgabe zum Internationalen Frauen*kampftag nachgegangen. Die Rapperin FaulenzA spricht über Transweiblichkeiten und die Konflikte in der queerfeministischen Szene. Wir haben einen Transmann getroffen, der in der Bundespolizei für Diversität kämpft. Bestsellerautorin Naomi Alderman überlegt, wie eine Welt aussehen könnte, in der die Frauen die Macht übernommen haben.

Wir erklären, was biologisches Geschlecht eigentlich ist, ergründen die Rolle des Körpers in der feministischen Philosophie und was Genderfluidität und Kapitalismus miteinander zu tun haben. Wir analysieren, warum Frauenmorde in Deutschland als Beziehungstaten abgetan werden, während sie in der Türkei ein politisches Thema sind.

Und natürlich reden wir über Sex; über Brustwarzen, Sex ohne Penis und weibliche Ejakulation.

ultra violet Dieses Lila ist die Pantone-Farbe des Jahres 2018 und schon seit den 70ern Symbol für die Gleichberechtigung der Geschlechter.

Ausgabe Berlin Nr. 11573 € 2,10 Ausland € 1,60 Deutschland 4 190254 801600

Die taz wird ermöglicht durch **17.629**

GenossInnen, die in die Pressevielfalt investieren. Infos unter geno@taz.de oder 030 | 25 90 22 13
Aboservice: 030 | 25 90 25 90 fax 030 | 25 90 26 80 abomail@taz.de
Anzeigen: 030 | 25 902 -130 / -325 anzeigen@taz.de
Kleinanzeigen: 030 | 25 90 22 22 kleinanz@taz.de
taz Shop: 030 | 25 90 21 38
Redaktion: 030 | 259 02-0 fax 030 | 251 51 30, briefe@taz.de
taz
 Postfach 610229, 10923 Berlin
twitter.com/tazgezwitscher
facebook.com/taz.kommune

www.taz.de

VERBOTEN

Guten Tag, meine Damen* und Herren*!

verboten erinnert: Heute wird Frauen*tag gefeiert, aber morgen ist dann Revolution. Wir müssen uns vorher also noch gemeinsam und basisdemokratisch auf eine Utopie einigen: Leben wie die pazifische Felsenauster (Wer Bock hat, wechselt das Geschlecht) oder 1 life wie der Marmorkrebs (Fortpflanzung durch Klonen und Sex nur noch zum Spaß)? Ganz egal wie ihr euch entscheidet – teilt uns das bitte schriftlich mit. Denn schließlich herrschen hier

Sprechverbote.

Abtreibungen in Deutschland

Bis zu 150 Kilometer müssen ungewollt Schwangere für einen Abbruch fahren. Was ist da los? **4, 5**

Eine Welt der Frauen

Wer Macht hat, der missbraucht sie, sagt Autorin Naomi Alderman **6**

Anzeige



2018: Buch voraus!

www.leipziger-buchmesse.de

Leipziger Buchmesse Leipzig liest 15.-18. März 2018

Müssen wir Judith Butler verabschieden?

In den 90er Jahren verschwand der Körper aus dem Blick feministischer Philosophie. Judith Butler sei schuld, sagten viele. Jetzt ist er wieder da

Von Heide Oestreich

Der weibliche Körper ist zurück. Die Diskussionen um ihn sind entflammt, als seien sie nie verloschen. Er ist zurück als Objekt, kommentierbar, antastbar und verletzbar in der #MeToo-Diskussion über Machtmissbrauch und sexuelle Gewalt. Er ist zurück als regulierter und kontrollierter Körper in der Neuauflage der Abtreibungsdebatte und, wenn es um seine „Modelmaße“ geht, als Teil einer heteronormativen wie auch einer warenförmigen Optimierungsstrategie. Er ist zurück als markiert durch Hautfarben und Kleidung. Als wäre er nie weg gewesen.

Ja, war er denn weg? Durchaus. Er verschwand ungefähr Ende der neunziger Jahre. Das war nicht nur zufällig die Zeit des Siegeszugs neoliberalen Gedankenguts in den sich zuvor eher links verstehenden Parteien SPD und Grüne. Die Grundmelodie der Selbstermächtigung im Namen der Freiheit fegte auch den Gedanken an Frauensolidarität angesichts der Verletzbarkeit des weiblichen Körpers hinweg. Was als sinnvolle Mahnung vor der Einrichtung in der Opferrolle begann, wurde bald in einem FDP-artigen Liberalpopulismus kurzgeschlossen: Opfer? Selbst schuld. Frauen wurden lieber „Top Girls“, wie Angela McRobbie schreibt: Vollständig angepasst an ein modernisiertes neoliberales Patriarchat, in dem sogar einige von ihnen eine hübsche patriarchale Dividende kassieren können. Germanys Next Topmodel. Das war's mit der Frauensolidarität.

Wer ist „verletzungsoffen“?

Alle Körper sind gleichermaßen weich und verletzbar. Dieses Wissen ist in unserer Gesellschaft vollständig vergeschlechtlicht, gegendert. Männer haben das ganz dringende Gefühl, sie müssten wehrhaft sein, durchsetzungsfähig und am besten unverwundbar. Frauen dagegen bekommen heutzutage eine hübsche Doppelbot-

schaft: Du musst wehrhaft sein wie ein Mann. Aber du bist es nicht. Man kann dich verletzen. Männer fühlen sich berechtigt, dich zu verletzen. Das meinen Soziolog*innen, wenn sie davon sprechen, dass ein Geschlecht in unserer Gesellschaft als „verletzungsmächtig“ gilt – und eines als „verletzungsoffen“.

Die Doppelbotschaft an die Frauen führte des Längeren zu einer Art Maskerade: Männer fühlen, dass sie Waffen sein können, sagen es aber nicht laut. Frauen fühlen, dass sie als verletzbar gelten, dürfen es sich aber nicht anmerken lassen. Nicht wenige von ihnen durchschauen das Spiel und sagen: „Die angebliche Verletzbarkeit der Frauen, das ist doch nur ein Konstrukt! Ich weigere mich, daran zu glauben.“ Sie postulieren, dass eine Vergewaltigung nicht unbedingt traumatisch sein muss, dass der Körper doch „nur“ der Körper ist, wie die französischen Frauen um Catherine Deneuve es in der #MeToo-Debatte kundtaten.

Sie haben damit auf einer Metaebene teilweise recht: Die Angst der Frauen vor der Verletzung ist quasi eine Stütze des Patriarchats. Doch diese Kritikerinnen vergessen den anderen Teil des Konstrukts. Jemand anderes nämlich fühlt sich zur Verletzung „ermächtigt“. Und dieser Teil muss ins Licht gerückt werden. Das ist #MeToo. #MeToo erkennt an, dass alle Körper verletzlich sind. Und dass die Konvention verändert werden muss, die auf der einen Seite die verletzbar Frau konstruiert und auf der anderen Seite den verletzungsmächtigen Mann.

Deshalb die These, dass der Körper – in seiner Verletzlichkeit – zurück ist. Das Opfersein wird nicht genutzt, um Männer zu dämonisieren. Das Opfersein wird thematisiert, um den Männern das Tätersein zu nehmen.

Und was hat Judith Butler nun damit zu tun? Die feministische Theoretikerin aus Berkeley ist angeblich schuld am Verschwinden des Körpers. Denn Judith Butler hat den Geschlechtsunterschied angeblich „kulturalisiert“. 1990 erschienen ihr Bestseller „Gender Trouble“

(„Das Unbehagen der Geschlechter“). Darin erklärt sie, der „kleine Unterschied“ sei nur ein Effekt von Konventionen und Diskursen. Allein die biologische Zweiteilung sei schon eine Einengung der Vielfalt der Materie. Alice Schwarzer wirft ihr dies bis heute bitter vor. Als könne man sich aus seinem Geschlecht hinausschleichen, indem man es zur bloßen Konstruktion erkläre. Andere tun dasselbe mit den Genderstudien, als deren Begründerin Judith Butler gilt. Die Genderstudien vertrieben sich die Zeit mit der Frage, wie der Geschlechterunterschied sich in diesem oder jenem Diskurs manifestiert hat. „Dabei sterben da draußen Frauen!“, hört man Alice Schwarzer und die ihren rufen.

Was soll dieses Gender-Chichi?

Dass man sich zu sehr um dieses Gender-Chichi gekümmert habe statt um richtige Probleme, ist ein Diskurs, der in viele Richtungen hin ausgeschlachtet wird. Die Feministinnen, die das Ganze eher als Ablenkungsmanöver sehen, gepaart mit einer feministischen Tradition des Antiintellektualismus (Wer versteht schon diesen Genderquatsch?). Die Jungs natürlich, die nicht dekonstruiert werden wollen, weil sie Angst haben, ihre patriarchale Dividende, kurz gesagt: Macht, zu verlieren. Und von da geht's stramm nach rechts: Björn Höcke von der AfD will die deutsche Männlichkeit wiederherstellen. Wozu? Natürlich um die als verletzungsoffen konstruierten Frauen zu „schützen“. Aber nur die deutschen. Gegen die als unendlich verletzungsmächtig konstruierten „Ausländer“. Sie benutzen also die alte Geschlechterkonstruktion erneut, um rassistische Differenzen zu erzeugen.

Natürlich wird so ein „Femotionalismus“, der die Rollen klar verteilt, durch die auflösende Wirkung der Genderforschung bedroht. Folglich wird Gender bekämpft. Umso bedenklicher ist es, dass es die Kritik an „Gender“ ist, die den Rechten, deren Rassismus noch nicht als gesellschaftsfähig

gilt, den Weg bis weit in die Mitte und auch in die Linke ebnet.

Ein Problem gibt es immer bei der Tatsache, dass Judith Butler quasi den sichtbaren Körper mit Brüsten, Gebärmutter, Hoden und Penis als historisches Konstrukt betrachtet. Das halten viele für absurd, so oft Butler auch beteuert, dass sie nicht die Materialität der Körper an sich in Frage stellt.

Gerade die feministische Forschung in Deutschland lehnte Butler deshalb zu Beginn in großen Teilen bis hin zu einer oft zitierten „Rezeptionssperre“ ab. „Die Frau ohne Unterleib“, spottete Barbara Duden, Grande Dame der historischen Körperforschung, über Butler. Viele ärgerten sich vor allem darüber, dass Butler ihren Kampfbegriff „Geschlecht“ mittels Dekonstruktion in der Hand zerbröseln zu lassen schien. Wer die Zweigeschlechtlichkeit an sich in Frage stellt, wie kann der noch für eines dieser Geschlechter kämpfen?

Bedeutet die „Rückkehr zum Körper“ also eine Abwendung von Butlers These, dass auch der Körper eine Konstruktion sei?

Das ist meines Erachtens die feministische Gretchenfrage heute. Und ich behaupte, dass sich emanzipative und konservative Praxis an dieser Frage scheiden. Mit anderen Worten: Wer jetzt Butler wegwirft, der kann bestimmte emanzipatorische Gedanken nicht mehr mitdenken.

Wieso? Weil jeder Versuch, zwei biologische Geschlechter anhand von Materie dingfest zu machen, dazu tendiert, diese Geschlechter als Oppositionen oder bestenfalls komplementär zu setzen. (Ganz davon abgesehen, dass die Genforschung große Schwierigkeiten hat, das Vorkommen von „Männern“ mit „weiblichem“ Chromosomensatz und umgekehrt zu erklären). Aus ein paar wackeligen Genunterschieden und nicht sehr konstanten Hirnaktivitäten leitet etwa die Hirnforscherin Louann Brizendine („Das weibliche Gehirn“, „Das männliche Gehirn“) ab, wie Frauen und Männer sich verhalten. Und merkwürdigerweise schließen sich diese beiden Verhaltensweisen immer gegenseitig aus. Und die eine zieht dabei immer den Kürzeren. Der eine setzt sich durch, die andere gibt nach. Der eine ist hart, die andere ist weich, der eine ist rational, die andere emotional, der eine aggressiv, die andere passiv. So soll Natur funktionieren, dieses Wunder an sich ständig ändernder Varietät?

Es ist eine Kippfigur der Geschlechter: Was das eine ist, kann das andere nicht sein. Das sind die Zuschreibun-

gen, die in all unseren Seelen sitzen und, wie der französische Theoretiker Michel Foucault es sagt: die „Seele zum Käfig des Körpers“ machen. Ich muss mich als Frau oder Mann inszenieren, bei Höchststrafe des Ausschlusses aus der Gemeinschaft. Im Übrigen muss ich auch mein Begehren so ausschließlich inszenieren – Schwule und Lesben werden immer noch wie eine Extra-Menschengattung betrachtet.

Ein Dildo statt eines Penis

Gelänge es, diese Kippfigur zu integrieren, könnte das einzelne Wesen sich als Mensch mit diesen und jenen Eigenschaften begreifen. Keine Rosa-Hellblau-Falle, keine ausschließliche und biologisch begründete „Verletzungsoffenheit“ der Frau und „Verletzungsmacht“ des Mannes. Frei. Judith Butler schreibt in „Körper von Gewicht“: „Die biologische Basis der Besonderheit des Körpers der Frau in Frage zu stellen kann durchaus ein Weg zu einer Rückkehr zum Körper sein, dem Ort als einem gelebten Ort der Möglichkeit, dem Körper als einem Ort für eine Reihe sich kulturell erweiternder Möglichkeiten.“

Und trotzdem kann man sagen: Ihr nehmt mich als Frau, als lesbisch wahr oder als schwarz oder als behindert – und diskriminiert mich aufgrund dieser Wahrnehmung. Das ist die Lehre des Konstruktivismus Butlers: Er redet nicht der Beliebigkeit das Wort, sondern eher den mühsam dem stahlharten Konstrukt der Identität abgerundeten Freiheitsräumen: Das Kopftuch auf- oder absetzen. Einen Dildo statt eines Penis verwenden. Sich vom Hetero-Diktat befreien – nicht weil alle homosexuell werden sollen, sondern weil mit dem heteronormativen Modell Jahrhunderte lang die Unterordnung der Frau einhergeht und ihr Begehren nach dem „Mann um jeden Preis“ eine Art Sklavenpeitsche werden kann.

Wer die binäre Geschlechterordnung in Frage stellt, stellt immer auch die Machtfrage. Weil er und sie damit auch die Hierarchie der Geschlechter in Frage stellen. Das ist das große Freiheitsversprechen der Judith Butler. Wir sollten es keinesfalls verabschieden.

Ist der Mann biologisch aktiv und die Frau passiv? Die Biologie selbst hat das längst ad acta gelegt. Aber die Biolog*innen wollen diese Ordnung zurückhaben. Die Frauen* sollten ihnen nicht dabei helfen. Sie sollten den weiblichen Körper keinesfalls verabsolutieren. Aber sie sollten um ihn kämpfen, um jeden Zentimeter. Gebt ihnen kein einziges Gen!

Birthe Piontek

Die Fotografin

In der diesjährigen Ausgabe zum Internationalen Frauen*kampftag zeigen wir Bilder aus der Fotoserie „Lying Still“ der Fotografin Birthe Piontek. Sie studierte Fotografie an der Folkwang Universität in Essen. Seit 2005 lebt sie in Vancouver, Kanada, wo sie als freiberufliche Fotografin und Künstlerin tätig ist. Seit 2016 doziert Piontek an der Emily-Carr-Universität für Kunst und Design im Fachbereich Fotografie.

Das Werk

Piontek arbeitet hauptsächlich mit Fotografie, aber auch mit Installationen und Collagen. Das Projekt „The Idea of North“ erhielt den Critical-Mass-Buchpreis. Pionteks Fotografien wurden international ausgestellt und erschienen in verschiedenen Publikationen, darunter das *New York Times Magazine*, die *Le Monde* und die Magazine *Wired* und *The New Yorker*.



Foto: Birthe Piontek

„Wir sind nicht fluide“

Es gibt ein großes Bedürfnis nach geschlechtlicher Eindeutigkeit. Und zugleich das Bemühen, sie aufzuweichen. Was das mit Kapitalismus zu tun hat, erklärt die Psychoanalytikerin Sophinette Becker

Interview **Patricia Hecht**

taz: Frau Becker, Freud hat gesagt, Anatomie ist Schicksal. Sehen Sie das auch so?

Sophinette Becker: Da be-gebe ich mich natürlich auf Glatteis. Trotzdem würde ich sagen: Ja, auch. In der ganzen Nachfolgedebatte um Judith Butler wurde zum Teil so getan, als sei auch der Körper nur eine kulturelle Zuschreibung.

Butler sagt: Auch Körper werden performativ konstruiert. Sie wird oft so verstanden, dass es eigentlich keine Körper gibt, sondern nur Sprache – und dass die unsere Vorstellung von Körper formt.

Ja, aber sie relativiert das auch wieder. Natürlich hat es eine Bedeutung für uns, wie wir uns unseren Körper aneignen. Es macht auch heute noch einen Unterschied, dass ein kleiner Junge seinen Penis sehen, während ein kleines Mädchen ihre Vagina nur ertasten kann. Das sind unterschiedliche Erfahrungen. Daraus kann man aber natürlich keine Wesenszuschreibungen ableiten.

Welchen Unterschied macht dieses verschiedene Entdecken denn?

Es führt zum Beispiel dazu, dass wir mit den Worten für die weiblichen Genitalien noch nicht sehr weit sind. Für die Vulva gibt es immer noch kein deutsches Wort außer Scham.

Vielsagend, dass es ausgerechnet Scham ist.

Es erstaunt mich, dass sich das noch immer nicht geändert hat. Auch die Pubertät verläuft übrigens anders: Eine Erektion ruft andere Gefühle hervor als eine Menstruation. Weibliche Brüste fühlen sich anders an als männliche. Daraus aber abzuleiten, dass Mädchen fürsorglicher seien oder zu sein hätten, ist eine kulturelle Zuschreibung. Und wie wir als Gesellschaft mit dem Körper umgehen, das ändert sich immer wieder.

Wie ist das momentan: Lösen sich Geschlechterrollen eher auf?

Es gibt beides, eine Annäherung und eine Akzentuierung. Frauen dringen in alle öffentlichen Räume vor. Trotzdem verkaufen sich Bücher wie „Warum Männer nicht zuhören und Frauen nicht einparken können“ immer noch in hohen Auflagen, weil es auch ein Bedürfnis nach Eindeutigkeit gibt.

Woher kommt das?

Ich habe dazu nur eine Vermutung: Seit der Kapitalismus sich in seiner gegenwärtigen Form manifestiert, gibt es eine starke Tendenz zu Individualisierung und Selbstoptimierung. Jeder und jede ist dafür verantwortlich, wie fit er oder sie ist, wie sie oder er aussieht oder Ähnliches. Solidarität hat kaum noch einen Raum. Das ist mit einer Identitätssuche verbunden, die sich auch am Geschlecht festmacht.

Mehr Solidarität, weniger starre Geschlechterrollen?

Leider fallen Solidarität und weniger starre Geschlechterrollen nicht automatisch zusammen. Auch die Verfechter der geschlechtlichen Vielfalt sind ständig auf der Suche nach neuen Identitäten. Asexuell, polyamourös, dauernd muss man Identitäten kreieren. Anstatt Gemeinsamkeiten wahrzunehmen, werden Unterschiede akzentuiert. Aber die Wahrnehmung von gemeinsamen Interessen ist eine Voraussetzung von Solidarisierungsprozessen.

Führt die Auflösung binärer Geschlechterrollen letztlich nur zu mehr Schubladen?

Geschlecht muss momentan flüssig sein, fluide. Das scheinen die Strukturen zu sein, die der gegenwärtige Kapitalismus braucht. Die früheren Formen brauchten den autoritären Charakter, wie ihn Adorno und andere beschrieben haben. Möglicherweise sind in einer Welt, in der viele gezwungen sind, immer wieder Arbeitsplatz und Wohnort zu wechseln, flüssige und flexible Identitäten viel adäquater.

Geschlecht muss momentan flüssig sein, fluide. Das scheinen die Strukturen zu sein, die der gegenwärtige Kapitalismus braucht

Der Kapitalismus verleibt sich fluide Geschlechtsidentitäten ein?

Er scheint ihre Entstehung zu begünstigen.

Vielleicht wehren wir uns aber auch gegen kapitalistische Strukturen, indem wir uns nicht in starre, autoritäre Geschlechtermodelle pressen und darin ausbeuten lassen.

Das hoffen viele. Aber was Avantgarde ist, wissen wir erst hinterher.

Warum spielt Geschlecht überhaupt eine so zentrale Rolle für uns? Warum können wir nicht sagen, es ist egal, in welchem Körper wir leben?

Der Körper hat uns einfach sehr lange sehr stark geprägt, wir machen Erfahrungen mit ihm. Als Kinder erleben wir so etwas wie eine bisexuelle Omnipotenz. Jungen können mädchenhaft sein, Mädchen können Tomboys sein, ohne dass sich daraus große Fragen ergeben. Später wird der geschlechtliche Körper sehr viel eindeutiger, die se-

Die Fotoserie „Lying Still“ entstand zwischen 2010 und 2016
Foto: Birthe Piontek



xuelle Orientierung festigt sich. Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir uns geschlechtslos fühlen können, den realen Körper kann man nicht vollkommen sozialkonstruktivistisch auflösen. Aber nur, weil etwas verschieden ist, muss es noch nicht hierarchisch sein.

Wir müssen Differenz ohne Hierarchie denken?

Ja. Das gilt gegenüber anderen Hautfarben, Ethnien und eben auch Geschlechtern. Geschlecht ist spätestens seit Ende des 19. Jahrhunderts als strikte Hierarchie verstanden worden, davon müssen wir loskommen. Wir müssen anerkennen, dass wir etwas vom anderen haben können, ohne das andere zu sein. Ich will, dass wir verschieden sind, in tausend Eigenschaften verschieden. Ich will nur keine Hierarchie. In meinen Augen gibt es auch eine körperliche Grenze: Wir können nicht alles sein.

Warum nicht?

Ich kenne niemanden, der oder die das ganz leben könnte. Es gibt mittlerweile Menschen, die hätten gern alles, eine Brust und einen Penis, und setzen das zum Teil auch um. Aber die bisexuelle Omnipotenz, psychisch wie physisch, können wir nur als Kind erleben. Spätestens ab der Pubertät ist sie nur mehr um den Preis der Verleugnung zu haben.

Weil einem später die Sexualität dazwischenkommt?

Auch. Zu mir kommen viele Menschen, die das Geschlecht wechseln wollen. Manche wollen eine Operation, andere nur Hormone. Manche sagen, ich möchte gerade so viel Hormone, dass ich noch Geschlechtsverkehr haben kann, aber eine Brust bekomme. Manche wechseln sozial das Geschlecht und machen nichts Körperliches, und es geht ihnen gut damit.

Also doch weg von den Schubladen.

Schön wär's. Die Grenzen werden fließender, aber ich glaube nicht, dass sie ganz verschwinden. Glauben Sie das?

Ich achte oft gar nicht so sehr darauf, welches Geschlecht der Mensch hat, der vor mir steht, ob das jetzt Mann oder Frau oder trans oder inter ist.

Aber wenn Sie sich verlieben, machen Sie etwas daran fest.

Ich bin heterosexuell, ja.

Wenn ich mich mit jemandem über Politik unterhalte, denke ich da auch weniger dran. Aber wie der Sexualwissenschaftler Martin Dannecker sagt: Das Geschlecht ist in das Begehren eingebrennt. Ich frage mich, warum wir überhaupt ganz von der Dualität wegkommen sollen, warum das momentan so wichtig ist, Ursprünglich ist queer mal angeregt, um diese enorm hierarchisierenden heteronormativen Zuschreibungen aufzulösen. Queer war eine Fragestellung, eine Infragestellung. Und jetzt wird versucht, das umzuformen in eine Konstruktion, dass man alles sein kann oder muss. Auch bei Butler geht es um eine Kritik, eine Fragestellung. Wie eine genderfluide Praxis aussieht, wie permanentes „undoing gender“ aussieht, ist aber noch lange nicht geklärt. An der Uni hier in Frankfurt werden jetzt auf Beschluss des Asta Urinale produziert, solche Pappteile, mit denen Frauen auch im Stehen pinkeln können ...

... die finde ich ja super.

Was finden Sie denn daran super?

Fahren Sie mal auf ein Festival, überall Dixieklos. Die Kloschlängen werden kürzer, ich muss mich nicht hinsetzen, das ist ein Stück Freiheit.

Okay, das leuchtet mir ein. Trotzdem: Ich kenne viele Leute, die sich als queer bezeichnen, die offen sein wollen für alles, die sich das wünschen. Das ist ein Anspruch, ein Etikett. Aber

es in eine konkrete Lebenspraxis umsetzen zu können, ist Wunschenken.

Woran machen Sie das fest?

Deren Lebensrealität unterscheidet sich in vielem nicht so sehr davon, was andere Leute auch leben: Sie sind eifersüchtig, unsicher, leiden unter mangelndem Selbstwertgefühl oder Annäherungsschwierigkeiten. Vor so etwas schützt auch queere Identität nicht. Es ist ja auch nicht schlimm, wenn wir da noch auf der Suche sind. Was mich stört, ist, dass das schnell etwas Normatives bekommt: Nicht nur ich soll so sein, sondern alle. Vielfalt als Gebot. Das möchte ich aber gern noch selbst entscheiden. Verstehen Sie sich als Frau?

Ja.
Da würde ich auch nie sagen, nur deshalb sind Sie eine reaktive konventionelle Tussi.

Na ja, ich würde auch sagen, ich bin keine Tussi, ich bin Feministin. Ich bin mit meiner Identität als Frau im Reinen, aber ich will trotzdem die gesellschaftlichen Verhältnisse ändern. Da scheint es mir ganz bereichernd, Geschlechterrollen in Frage zu stellen.

Das sehe ich auch so. Ich glaube nur, dass queer und Feminismus nicht nahtlos ineinander übergehen. Das braucht noch Diskussionen. Queer verliert durch die Konzentration auf Fluidität zum Teil genau die gesellschaftlichen Verhältnisse aus dem Blick, die wir ändern müssen.

Zum Beispiel?

Ungerechte Verteilung, Machtstrukturen. Auch die Eigentumsverhältnisse lassen sich nicht von der Geschlechterfrage trennen. Wenn Frauen mehr verdienen würden, wären sie weniger auf den Job angewiesen und würden sich weniger gefallen lassen. Das ist, wie bei der #MeToo-Debatte, ein viel größeres Thema, als immer nur der Anspruch, Geschlecht zu dekonstruieren.



Sophinette Becker

Jahrgang 1950, ist Sexualwissenschaftlerin und psychoanalytische Psychotherapeutin. Bis 2011 leitete sie die Sexualmedizinische Ambulanz der Uniklinik Frankfurt. Sie ist spezialisiert auf Forschung zur Geschlechtsidentität, zu Perversionen bei Männern und Frauen und dem kulturellen Wandel von Sexualität. Sie arbeitet heute in freier Praxis.

Anzeige

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
GUNDA WERNER INSTITUT
Feminismus und Geschlechterdemokratie



Weiter Schreiben .jetzt

Eine Kooperation zwischen WirmachenDas und dem Gunda-Werner-Institut, gefördert u.a. vom Hauptstadtkulturfonds

Warum feministische Errungenschaften gegen Angriffe verteidigt werden müssen.
gwi-boell.de/demokratie-braucht-feminismus

Ein literarisches Portal für Autor*innen aus Krisengebieten: weiterschreiben.jetzt

Gunda-Werner-Institut in der Heinrich-Böll-Stiftung Schumannstraße 8 10117 Berlin
T 030.285 34-122 F 030.285 34-109 E gwi@boell.de www.gunda-werner-institut.de



Der lange Weg zur Abtreibung

Die Lage von ungewollt Schwangeren ist in einigen Regionen Deutschlands katastrophal. Zu wenig Ärzt*innen machen Abbrüche und überall fehlt der Nachwuchs

Von **Dinah Riese** und **Hanna Voß**

Wird eine Frau in Trier ungewollt schwanger, muss sie für eine Abtreibung bis ins Saarland fahren. Frauen in Fulda finden schon seit Jahren keine Behandlung. In ganz Bayern gibt es nur noch einen Arzt, der eigentlich längst in Rente gegangen sein sollte, aber immer noch Abbrüche durchführt. Weil es sonst niemand machen will. Und selbst in Berlin, wo die Versorgung noch vergleichsweise gut ist, spitzt sich die Lage zu.

Die taz hat in allen 16 Bundesländern nachgefragt: Wie viele Ärzt*innen führen Schwangerschaftsabbrüche durch? Hat jede Frau die Möglichkeit, in der Nähe ihres Wohnorts eine Ärztin oder einen Arzt zu finden? Und wie wird das in ein paar Jahren aussehen?

Antworten auf diese Fragen sind nur schwer zu bekommen. Laut Schwangerschaftskonfliktgesetz müssen die Bundesländer ein ausreichendes Angebot an Praxen und Kliniken für Schwangerschaftsabbrüche sicherstellen. Den Gesundheitsministerien vieler Länder aber liegen keine Zahlen vor. Stattdessen verweisen sie wahlweise auf die Kassenärztlichen Vereinigungen, die Landesärztekammern, die Berufsverbände der Frauenärzte oder an die Krankenhausgesellschaften.

Gelegentlich mutet es beinahe kurios an: Das Gesundheitsministerium Mecklenburg-Vorpommern etwa erklärt, laut Kassenärztlicher Vereinigung hätten 120 Ärzt*innen im Jahr 2016 ambulant Schwangerschaftsabbrüche durchgeführt. Die Kassenärztliche Vereinigung aber teilt mit, über die Anzahl der Ärzt*innen werde keine gesonderte Statistik geführt – und verweist an das Gesundheitsministerium. Zahlreiche Behörden verschicken einen Link zu den Publikationen der Statistischen Landesämter, die zwar die Zahl der Schwangerschaftsabbrüche bündeln, nicht aber

die der durchführenden Ärzt*innen. Berlin wiederum führt auf seiner Liste 205 Ärzt*innen. Von denen sind mindestens 60 längst in Rente.

Das Ergebnis der Recherche: Ein vollständiger Überblick, wie viele Ärzt*innen in Deutschland an welchen Orten Schwangerschaftsabbrüche durchführen, existiert schlicht nicht. Was es gibt, sind die Einschätzungen der Beratungsstellen: In Städten ist die Situation besser als auf dem Land. In katholischen Regionen schlechter als in protestantischen. Vielerorts ist die Versorgung extrem dünn – und das kann sich in den kommenden Jahren noch verschärfen. Denn in ganz Deutschland gehen immer mehr Ärzt*innen, die Abtreibung durchführen, in Rente – und es fehlt an Nachwuchs.

Drei von vier Ärzt*innen bei Pro Familia in Bremen kommen aus den Niederlanden

Es wäre so einfach, wenn Ärzt*innen selbst darüber informieren könnten, ob sie Schwangerschaftsabbrüche durchführen. Doch durch Paragraph 219 a Strafgesetzbuch ist das nicht möglich; denn diese Information fällt unter die verbotene „Werbung für den Abbruch der Schwangerschaft“ und stellt somit eine Straftat dar, die mit Gefängnis- oder Geldstrafe geahndet wird.

Claudia Heltemes arbeitet seit 16 Jahren bei der Pro-Familia-Beratungsstelle in Trier. Eine Ärztin oder einen Arzt, der Schwangerschaftsabbrüche durchführt, gibt es in der 115.000 Einwohner großen Stadt in Rheinland-Pfalz und im näheren Umkreis nicht. „Um Gottes Willen, wir sind doch Bi-



schofsstadt“, ruft Heltemes aus, als sie danach fragt wird. Den ungewollt schwangeren Frauen gibt sie eine Liste mit Ärzt*innen im Saarland mit – mehr als 100 Kilometer entfernt. Die Fahrtkosten übernimmt niemand. Und die Frauen müssen sich jemandem anvertrauen, der sie dorthin bringen kann: „Nach einem Schwangerschaftsabbruch ist es nicht zumutbar, alleine Zug oder Auto zu fahren“, sagt Heltemes. Auch keine einzige Klinik führe in Trier Abtreibungen durch, nicht einmal nach medizinischer oder kriminologischer Indikation.

Das heißt, nicht einmal dann, wenn die Gesundheit der Frau durch die Schwangerschaft gefährdet ist. Nicht einmal dann, wenn die Frau nach einer Vergewaltigung schwanger wurde. „Wenn dieser Zustand für eine Frau ein echtes Problem darstellt, werde ich richtig wütend“, sagt Heltemes. Mehrfach habe sie deswegen an das Land Rhein-

Schwangerschaftsabbrüche durch, und das schon seit Jahren. Die Frauen müssen 80 bis 100 Kilometer weit für einen Abbruch fahren. In Niedersachsen sind es je nach Region bis zu 150 Kilometer. Rund 17 Prozent der Frauen aus Niedersachsen, die 2017 einen Abbruch machten, reisten dafür in ein anderes Bundesland. Nach Angaben des Statistischen Bundesamts machte das 38 Prozent der durchgeführten Abbrüche im Nachbarland Bremen aus. Die niedersächsischen Beratungsstellen beklagen die schlechte Versorgung und die langen Wege in ihrem Bundesland schon lange. Bereits vor einem Jahr hatte die taz über die Missstände in den katholisch geprägten Regionen des zweitgrößten deutschen Flächenlandes berichtet. Das Gesundheitsministerium jedoch bilanziert: „Die ausreichende Möglichkeit, einen Schwangerschaftsabbruch in Niedersachsen durchzuführen zu lassen, ist gewährleistet und wird im Rah-

meistens durch, und das schon seit Jahren. Die Frauen müssen 80 bis 100 Kilometer weit für einen Abbruch fahren. In Niedersachsen sind es je nach Region bis zu 150 Kilometer. Rund 17 Prozent der Frauen aus Niedersachsen, die 2017 einen Abbruch machten, reisten dafür in ein anderes Bundesland. Nach Angaben des Statistischen Bundesamts machte das 38 Prozent der durchgeführten Abbrüche im Nachbarland Bremen aus. Die niedersächsischen Beratungsstellen beklagen die schlechte Versorgung und die langen Wege in ihrem Bundesland schon lange. Bereits vor einem Jahr hatte die taz über die Missstände in den katholisch geprägten Regionen des zweitgrößten deutschen Flächenlandes berichtet. Das Gesundheitsministerium jedoch bilanziert: „Die ausreichende Möglichkeit, einen Schwangerschaftsabbruch in Niedersachsen durchzuführen zu lassen, ist gewährleistet und wird im Rah-

meistens durch, und das schon seit Jahren. Die Frauen müssen 80 bis 100 Kilometer weit für einen Abbruch fahren. In Niedersachsen sind es je nach Region bis zu 150 Kilometer. Rund 17 Prozent der Frauen aus Niedersachsen, die 2017 einen Abbruch machten, reisten dafür in ein anderes Bundesland. Nach Angaben des Statistischen Bundesamts machte das 38 Prozent der durchgeführten Abbrüche im Nachbarland Bremen aus. Die niedersächsischen Beratungsstellen beklagen die schlechte Versorgung und die langen Wege in ihrem Bundesland schon lange. Bereits vor einem Jahr hatte die taz über die Missstände in den katholisch geprägten Regionen des zweitgrößten deutschen Flächenlandes berichtet. Das Gesundheitsministerium jedoch bilanziert: „Die ausreichende Möglichkeit, einen Schwangerschaftsabbruch in Niedersachsen durchzuführen zu lassen, ist gewährleistet und wird im Rah-

meistens durch, und das schon seit Jahren. Die Frauen müssen 80 bis 100 Kilometer weit für einen Abbruch fahren. In Niedersachsen sind es je nach Region bis zu 150 Kilometer. Rund 17 Prozent der Frauen aus Niedersachsen, die 2017 einen Abbruch machten, reisten dafür in ein anderes Bundesland. Nach Angaben des Statistischen Bundesamts machte das 38 Prozent der durchgeführten Abbrüche im Nachbarland Bremen aus. Die niedersächsischen Beratungsstellen beklagen die schlechte Versorgung und die langen Wege in ihrem Bundesland schon lange. Bereits vor einem Jahr hatte die taz über die Missstände in den katholisch geprägten Regionen des zweitgrößten deutschen Flächenlandes berichtet. Das Gesundheitsministerium jedoch bilanziert: „Die ausreichende Möglichkeit, einen Schwangerschaftsabbruch in Niedersachsen durchzuführen zu lassen, ist gewährleistet und wird im Rah-

meistens durch, und das schon seit Jahren. Die Frauen müssen 80 bis 100 Kilometer weit für einen Abbruch fahren. In Niedersachsen sind es je nach Region bis zu 150 Kilometer. Rund 17 Prozent der Frauen aus Niedersachsen, die 2017 einen Abbruch machten, reisten dafür in ein anderes Bundesland. Nach Angaben des Statistischen Bundesamts machte das 38 Prozent der durchgeführten Abbrüche im Nachbarland Bremen aus. Die niedersächsischen Beratungsstellen beklagen die schlechte Versorgung und die langen Wege in ihrem Bundesland schon lange. Bereits vor einem Jahr hatte die taz über die Missstände in den katholisch geprägten Regionen des zweitgrößten deutschen Flächenlandes berichtet. Das Gesundheitsministerium jedoch bilanziert: „Die ausreichende Möglichkeit, einen Schwangerschaftsabbruch in Niedersachsen durchzuführen zu lassen, ist gewährleistet und wird im Rah-

meistens durch, und das schon seit Jahren. Die Frauen müssen 80 bis 100 Kilometer weit für einen Abbruch fahren. In Niedersachsen sind es je nach Region bis zu 150 Kilometer. Rund 17 Prozent der Frauen aus Niedersachsen, die 2017 einen Abbruch machten, reisten dafür in ein anderes Bundesland. Nach Angaben des Statistischen Bundesamts machte das 38 Prozent der durchgeführten Abbrüche im Nachbarland Bremen aus. Die niedersächsischen Beratungsstellen beklagen die schlechte Versorgung und die langen Wege in ihrem Bundesland schon lange. Bereits vor einem Jahr hatte die taz über die Missstände in den katholisch geprägten Regionen des zweitgrößten deutschen Flächenlandes berichtet. Das Gesundheitsministerium jedoch bilanziert: „Die ausreichende Möglichkeit, einen Schwangerschaftsabbruch in Niedersachsen durchzuführen zu lassen, ist gewährleistet und wird im Rah-

meistens durch, und das schon seit Jahren. Die Frauen müssen 80 bis 100 Kilometer weit für einen Abbruch fahren. In Niedersachsen sind es je nach Region bis zu 150 Kilometer. Rund 17 Prozent der Frauen aus Niedersachsen, die 2017 einen Abbruch machten, reisten dafür in ein anderes Bundesland. Nach Angaben des Statistischen Bundesamts machte das 38 Prozent der durchgeführten Abbrüche im Nachbarland Bremen aus. Die niedersächsischen Beratungsstellen beklagen die schlechte Versorgung und die langen Wege in ihrem Bundesland schon lange. Bereits vor einem Jahr hatte die taz über die Missstände in den katholisch geprägten Regionen des zweitgrößten deutschen Flächenlandes berichtet. Das Gesundheitsministerium jedoch bilanziert: „Die ausreichende Möglichkeit, einen Schwangerschaftsabbruch in Niedersachsen durchzuführen zu lassen, ist gewährleistet und wird im Rah-

In der nachrückenden Generation sind weniger Ärzt*innen bereit, Abtreibungen anzubieten

Tatsächlich wurden 79 Prozent der insgesamt 101.200 Abtreibungen im Jahr 2017 in einer Arztpraxis und nicht im Krankenhaus durchgeführt. Die Auflagen für ambulante Operationen aber wurden in der Vergangenheit erheblich verschärft. Die Ärzt*innen bewegen sich stets in einer rechtlichen Grauzone: „Man steht immer mit einem Bein im Strafrecht“, sagt etwa die Berliner Ärztin Christiane Tennhardt. „Schon ein noch so kleiner Fehler im Papierkram kann eine Anzeige bedeuten.“

Viele Ärzt*innen, aber auch Beratungsstellen erfahren regelmäßig Anfeindungen, finden Plastikföten in ihren Briefkästen, Todesanzeigen für „alle ungeborenen Kinder“ in ihrer Regionalzeitung oder erhalten Morddrohungen. Die selbsternannten Lebensschützer*innen nutzen zunehmend den Paragraphen 219 a, um Ärzt*innen anzuzeigen, die trotz des Verbots öffentlich darüber informieren, dass sie Schwangerschaftsabbrüche vornehmen: Die Zahl der Ermittlungsverfahren stieg zuletzt von zwei bis 14 in den Jahren bis 2014 auf 27 im Jahr 2015 und 35 im Jahr 2016. Im November 2017 wurde die Gießener Ärztin Kristina Hänel zu einer Geldstrafe von 6.000 Euro verurteilt, weil sie auf ihrer Homepage darüber informiert, dass sie Schwangerschaftsabbrüche durchführt. Seitdem debattiert die Politik über das Thema. Fünf Bundesländer fordern im Bundesrat die Abschaffung des Paragraphen. Grüne, SPD und Linke haben sich auch im Bundestag für die Streichung des Paragraphen ausgesprochen, die FDP für eine Modifizierung.

Doch auch unter Gynäkolog*innen sind Abtreibungen umstritten. Wer das mache, habe etwas Schmutzliches an sich – diese Meinung habe eine Kollegin ihm gegenüber einmal vertreten, berichtet der Frankfurter Gynäkologe George Langhans. „Das hört man selbst von vermeintlich aufgeklärten Leuten immer wieder.“ Der Prozess gegen Hänel hat Langhans beunruhigt. „Ich fühle mich zunehmend bedroht“, sagt er.

Was bleibt, ist die vielerseits aufgestellte, aber lediglich auf Indizien beruhende Analyse: Es werden weniger Ärzt*innen, auf Dauer ist die Versorgung gefährdet. Doch statt Indizien bräuchte es belastbare Zahlen.

Theoretisch existieren die sogar. Das Statistische Bundesamt weiß genau, wie viele Ärzt*innen Abbrüche vornehmen. Denn diese müssen dem

Amt jeden Schwangerschaftsabbruch melden. Doch will man wissen, was das für die Versorgung in den verschiedenen Regionen bedeutet, kommt man hier nicht weiter: Veröffentlicht wird nur die Zahl der Abtreibungen, aufgeschlüsselt nach Merkmalen wie Wohnort und Alter der Frau, dem Grund des Eingriffs und der Anzahl ihrer bisherigen Kinder – nicht aber die Zahl der Ärzt*innen.

Erst auf mehrmaliges Nachfragen gibt das Statistische Bundesamt an, bundesweit führten derzeit etwa 1.200 Ärzt*innen Abbrüche durch, „Tendenz leicht abnehmend“. Eine Aufschlüsselung nach Bundesländern könne man nicht herausgeben – aus Datenschutzgründen.

Umso wichtiger wäre es, dass die Gesundheitsministerien das Angebot im Blick haben. Einzig in Hamburg führt die Gesundheitsbehörde auf ihrer Webseite eine öffentliche Liste mit 42 Einrichtungen, die Abbrüche vornehmen. Doch dort stehen nur diejenigen Ärzt*innen, die mit einer Veröffentlichung ihres Namens einverstanden sind. Wie viele es insgesamt gibt, könne man nicht sagen, heißt es aus der Behörde, man gehe aber von deutlich mehr aus. Berlin hatte am Dienstag angekündigt, eine solche Liste im Netz bereitstellen zu wollen. Die Sozialministerien der Länder, die bei geringem Einkommen der Frau die Kosten für eine Abtreibung übernehmen, können meist, wenn überhaupt, nur Auskunft über die erstattete Summe geben.

Aufwendig erstelle Listen

Die meisten Kassenärztlichen Vereinigungen geben unterdessen nur Aufschluss darüber, wie viele Ärzt*innen Abbrüche vornehmen, wenn die Gesundheit der Frau gefährdet oder die Schwangerschaft Folge eines Sexualdelikts ist – das waren 2017 knapp 4 Prozent der Fälle.

Die Krankenhausgesellschaften wiederum wissen lediglich, welche Kliniken über Geburtsstationen verfügen; nicht aber, ob dort auch Abtreibungen vorgenommen werden. Und manche Ärzt*innen mit einer Erlaubnis führen Abtreibungen nur für ihre eigenen Patientinnen durch. Diese Ärzt*innen sind auch den Beratungsstellen nicht bekannt.

Allein deshalb gibt es auch beim Bundesverband von Familia keinen Überblick, wie viele Mediziner*innen deutschlandweit Abbrüche vornehmen. Pro Familia betreibt im Bundesgebiet etwa 180 staatlich anerkannte Beratungsstellen, die ihre lokalen Listen selbst erstellen. „Die Beratungsstellen bemühen sich um die Informationen, doch das ist sehr aufwendig“, sagt Regine Wlassitschau vom Bundesverband.

Andere Beratungsstellen, etwa beim katholischen Träger Donum Vitae, recherchieren in der Regel gar nicht selbst, sondern kennen nur die Adressen von Ärzt*innen, die sich bei ihnen melden. Mancherorts hätten Frauen dort gar keine Adressen erhalten, erzählen Beratungsstellen, Ärzt*innen und Patientinnen. „Wenn unsere Beratungsstellen über Adressen verfügen, geben sie diese wohl auch heraus“, sagt Rita Waschbüsch, Vorsitzende von Donum Vitae. „Schon ein noch so kleiner Fehler im Papierkram kann eine Anzeige bedeuten.“

Tatsächlich gibt es eine deutsche Webseite, die einen Überblick darüber verschafft, welche Ärzt*innen in Deutschland Schwangerschaftsabbrüche durchführen: Es ist die von Abtreibungsgegner Klaus Günter Annen betriebene Seite babykaust.de, auf der er diese Ärzt*innen als „Tötungsspezialisten“ denunziert, ihre Namen neben Fotos zerstückelter Föten stellt und teilweise dazu aufruft, sie zu belästigen.

Dass dies der einzige Überblick sein soll, sei ein unhaltbarer Zustand, fand vor etwa zehn Jahren der Wiener Arzt Christian Fiala. Er kopierte die Liste, versah sie mit Telefonnummern und machte sie unter abtreibung.at zugänglich, nach Bundesland filterbar, sachlich und mit Informationen zum Schwangerschaftsabbruch versehen. Eine Strafe droht ihm nicht, immerhin ist diese Art der Information in Österreich nicht verboten. „Kein anderes westeuropäisches Land hat solche restriktiven Gesetze wie Deutschland“, empört sich Fiala. Und so habe er aus Annens Schwarzer Liste eine Weiße Liste gemacht. Alle paar Jahre zahlt er aus eigener Tasche dafür, dass ein paar Studentinnen die Liste aktualisieren. „Eine Garantie auf Vollständigkeit kann ich nicht geben“, sagt aber auch Fiala. Absurd sei es, dass er – ein Arzt aus Österreich – diese eigentlich öffentliche Aufgabe übernehme. Auf seiner Liste stehen aktuell 1.141 Ärzt*innen.

„Das Thema Abtreibungen ist immer ein Politikum“, sagt Thoralf Fricke von Pro Familia in Passau. Mit einer „rechtskonservativen CSU“ werde sich in Bayern nichts an der schlechten Lage ändern. In anderen Bundesländern sitzen die Abtreibungsgegner*innen der AfD in den Parlamenten; auch da habe sich die Stimmung verschärft, berichten viele Beratungsstellen. „Dabei wäre es die Aufgabe der Politik, die Rahmenbedingungen für Schwangerschaftsabbrüche so zu gestalten, dass sie aus der Schmutzdecke herauskommen“, sagt Fricke.



Die Arbeit war zunächst die Antwort auf eine persönliche Krise, ausgelöst durch die Diagnose einer chronischen Erkrankung. Mit der Zeit ging es aber immer mehr um Veränderung im Allgemeinen – das Älterwerden, den Verlust von Beziehungen, die Veränderung des eigenen Selbstbildes
Fotos: Birthe Piontek

land-Pfalz geschrieben, passiert sei nichts. 27,5 Prozent aller Abbrüche von Frauen, die in Rheinland-Pfalz wohnen, wurden 2017 in anderen Bundesländern durchgeführt, berichtet das Statistische Bundesamt. „Bislang haben wir keine Hinweise auf Engpässe“, erklärt eine Sprecherin des Gesundheitsministeriums.

Für Thoralf Fricke von der Pro-Familia-Stelle in Passau ist die Situation noch dramatischer. Nur noch ein Arzt führe im gesamten Raum Niederbayern Schwangerschaftsabbrüche durch, sagt er – und der sei 70 Jahre alt. Die nächste Gelegenheit gebe es erst wieder in Regensburg, 130 Kilometer entfernt. Die Bezirksregierung Niederbayern widerspricht, es gebe in jedem bayerischen Bezirk mehrere Praxen und Kliniken. „Das ist schlicht gelogen“, sagt Fricke. Denn nicht alle, die eine Erlaubnis für Schwangerschaftsabbruch hätten, führten diesen auch tatsächlich durch. So erklärt das Staatsministerium, es gebe 27 Kliniken, die in Bayern Schwangerschaftsabbruch durchführten – 15 davon tun das aber nur bei medizinischer oder kriminologischer Indikation. „Wir müssen unsere Klientinnen darauf hinweisen, dass ihre Wahlfreiheit extrem eingeschränkt ist“, sagt Fricke. Und selbst als Beratungsstelle dürften sie den ungewollt schwangeren Frauen keine Adresslisten mitgeben. „Wir werden von der Regierung in Niederbayern unter Druck gesetzt – angeblich wegen Paragraf 219 a.“ Auch dem widerspricht die Bezirksregierung.

Unzählige Male habe er dem Land geschrieben, sagt Fricke, berichtet, wie dramatisch unterversorgt Teile von Bayern seien und wie sich dieser Zustand weiter verschlimmern werde. Das Bayerische Staatsministerium für Gesundheit sieht indes „keine Veranlassung für ein Tätigwerden“. Resigniert sagt Fricke: „Willkommen in meiner Welt.“

Auch in anderen katholischen Gegenden ist die Lage schlecht. Im hessischen Fulda führt niemand

men des Sicherstellungsauftrages vom Land regelmäßig geprüft.“

Sogar in den liberaleren großen Städten verschärft sich die Lage zusehends. In Bremen betreibt Pro Familia ein Familienplanungszentrum, in dem Abtreibungen durchgeführt werden. Drei der vier Ärzt*innen sind aus den Niederlanden und kommen nur an bestimmten Tagen nach Bremen. Sie übernachten dann im Hotel oder fahren abends wieder nach Hause. Die deutsche Ärztin arbeitet nur einen Tag pro Woche im Zentrum. „Wir konnten niemanden sonst für die Stellen finden“, sagt Monika Börding, Geschäftsführerin von Pro Familia in Bremen. „Schwangerschaftsabbrüche sind extrem negativ konnotiert und stigmatisiert, nicht zuletzt durch die Verortung im Strafrecht durch die Paragraphen 218 und 219 a.“ Dazu würden immer mehr Krankenhäuser von christlichen Trägern übernommen.

Schwangerschaftsabbrüche sind noch immer ein Tabuthema. Das fängt damit an, dass sie offiziell eine „Straftat gegen das Leben“ darstellen, die mit Gefängnis geahndet werden kann – und nur unter bestimmten Bedingungen straffrei bleibt. Der Abbruch muss innerhalb der ersten zwölf Wochen nach Empfängnis passieren, davor muss sich die Frau in einer anerkannten Beratungsstelle beraten und dann eine Bedenkfrist von drei Tagen verstreichen lassen.

„Eine politische Entscheidung“

In Berlin sei die Versorgung im Vergleich zu anderen Gegenden noch gut, sagt Stefan Nachtwey, Geschäftsführer des Familienplanungszentrums Balance. „Aber auch wir brauchen inzwischen ein halbes bis dreiviertel Jahr, um freiwerdende Stellen nachzubeseetzen.“

Fragt man nach den Gründen für diese Engpässe, lautet die einstimmige Antwort aus den Beratungsstellen: Es sind vor allem die älteren



„Das ist alles Realität“

Im Bestsellerroman „Die Gabe“ von Naomi Alderman sind Frauen stärker als Männer. Wird damit alles gut? Ein Gespräch über Angst, Gewalt und eine bessere Welt

Interview **Carolina Schwarz**

taz: Frau Alderman, in Ihrem Roman „Die Gabe“ bekommen Mädchen und Frauen die Fähigkeit, Männer mit Stromstöfen aus ihren Fingern zu verletzen oder zu töten. Wünschen Sie sich manchmal, Sie hätten diese Fähigkeit?

Naomi Alderman: Ja, auf jeden Fall. Als ich mir vorgestellt habe, dass es diese Kraft wirklich gäbe, habe ich realisiert, in wie vielen Situationen im Leben ich Angst habe. Ich glaube, auch Männer merken, dass sie viel weniger Angst haben als Frauen.

Wann würden Sie diese Kraft einsetzen?

Meine Mentorin war Margret Atwood und sie ist ein bisschen verrückt. Vielleicht hat sie mir beigebracht, selbst ein bisschen so zu sein (*lacht*).

In Ihrer utopischen Welt kehren sich die Geschlechterverhältnisse um. Jungs verkleiden sich als Mädchen, um stärker zu wirken, oder sollen nicht mehr allein auf die Straße gehen. Sollen Männer durch den Roman verstehen, wie es ist, als Frau im Patriarchat zu leben?

Es gab einige männliche Leser, die das Buch schockierend fanden und sich fragten, warum ich so schreckliche Dinge aufgeschrieben habe. Und dann wurde ihnen klar: Alles was Männer in diesem Buch erleben – das passiert in der Realität. Gerade in diesem Moment passiert es irgendeiner Frau auf dieser Welt.

Aber wenn es in der Realität passiert, warum haben Sie es als Science-Fiction aufgeschrieben?

Für mich ist Science-Fiction ein weibliches Genre, geprägt von Mary Shelley („Frankenstein“), Margret Atwood („The Handmaids Tale“) oder Octavia Butler („Patternmaster“), die ich alle schon seit Langem bewundere. Das Spannende an dem Genre ist nicht, wenn du schreibst, wie Aliens miteinander kämpfen. Sondern es sind Szenarien, die zeigen, wie unser Leben in einer anderen Gesellschaft aussehen könnte. Und so ein Gedankenexperiment habe ich in „Die Gabe“ ausprobiert.

In Ihrem Gedankenexperiment übernehmen Frauen die Macht, weil sie körperlich stärker sind. Braucht es auch in der Realität körperliche Kraft, um machtvoll zu sein?

Muss ein Mann, der Macht haben will, jemanden ins Gesicht schlagen? Meistens nicht. Aber trotzdem ist faszinierend, was Studien zeigen: Je größer ein Mann ist, desto mehr verdient er. Physische Merkmale machen also noch immer einen Unterschied dabei, wie wir Menschen wahrnehmen. Doch



Der Titel „Lying Still“ bezieht sich auf unseren Umgang mit Veränderung. Auf das Gefühl des Abwartens und Stillhaltens – man wartet bis der Sturm vorüberzieht, in der Hoffnung, unbeschadet auf der anderen Seite herauszukommen. Piontek ist selbst Teil der Inszenierung, ist Beobachterin und Beobachtete zugleich
Foto: Birthe Piontek

und süß auszusehen, sollen Männer aussehen, als könnten sie Frauen durch den Raum werfen. Wir halten also an einer Welt fest, in der Männersportarten gewalttätige Sportarten sind. Ich möchte lieber Männer eislaufen sehen und Mädchen, die in der Schule Karateunterricht nehmen. Das wäre eine kleine Möglichkeit, die unfaire Machtverteilung anzugehen.

Science-Fiction kann zeigen, wie unser Leben in einer anderen Gesellschaft aussehen könnte

Seit 2017 haben wir auf der einen Seite die #MeToo-Bewegung und Women's Marches, bei denen über eine Million Frauen in den USA auf die Straße gegangen sind. Auf der anderen Seite steht Donald Trump, ein sexistischer und rassistischer Mann, als Präsident der USA. Auch in Europa gibt es einen Rechtsruck mit Parteien, die ein sexistisches, christlich-fundamentalistisches Frauenbild vertreten. **Bewegen wir uns in Sachen Gleichberechtigung und Frauenbild im Kreis?**

Donald Trump ist eine furchtbare Person. Aber ich habe Hoffnung: Selbst Donald Trump sagt nicht, dass Frauen nicht wählen dürfen sollten. Selbst Donald Trump sagt nicht, dass wir Vergewaltigung in der Ehe wieder legalisieren sollten. Selbst Donald Trump sagt nicht, dass Frauen in der Ehe keinen eigenen Besitz haben sollten. Ich finde es ermutigend, dass selbst unter diesem sexistischen und rechten Mann bestimmte Dinge nicht mehr in Frage gestellt werden. Das heißt: Auf lange Sicht bewegen wir uns in die richtige Richtung.

Also sollten wir einfach abwarten?

Nein. Wir dürfen uns nicht länger auf dem ausruhen, was die vorherigen Generationen für uns erkämpft haben. Auch dafür ist Trump in gewisser Weise verantwortlich: Er hat uns Frauen aufgeweckt. Und eines ist klar: Wir müssen wieder kämpfen!

Anzeige



336 Seiten, 20,00 € (D), 22,00 € (A)
ISBN: 978-3-944442-52-5

www.marta-press.de

Mein Buch beginnt damit, dass ein Mädchen von ihrem Pflegevater vergewaltigt wird. In Notwehr bringt sie ihn um. Und in diesem Moment möchte ich ihr zjubeln. Wenn in den vergangenen Monaten Frauen im Zuge der #MeToo-Debatte von ihren Erlebnissen mit sexualisierter Gewalt erzählt haben, dann habe ich mir immer gewünscht, ich könnte ihnen „die Gabe“ geben.

Sie thematisieren in „Die Gabe“ sexualisierte Gewalt und einen sehr unsympathischen Charakter mit dem Namen Weinstein. Als hätten Sie #MeToo vorhergesehen ...

es sind nicht nur der Körperbau und die physische Kraft, die einen mächtig machen. Geld ist Macht, Schönheit ist Macht und die Fähigkeit, gewalttätig zu sein, ist Macht. Du musst also kein Mann sein, um mächtig zu sein. Aber es hilft.

Nun sind Frauen in unserer Welt im Schnitt körperlich schwächer als Männer. Wie wäre es, wenn die Schwächeren die Welt regieren würden?

Das kommt darauf an, wie sie an die Macht gekommen sind. Ich glaube nicht, dass Frauen grundsätzlich besser sind als Männer. In meinem Buch können Frauen gewalttätig sein, und im Spiel um Macht gewinnen sie gegen die Männer. Doch damit verschieben sie nur die Machtverhältnisse. Wir aber brauchen eine Welt, in der wir kluge Gedanken mehr wertschätzen als einen Schlag ins Gesicht. Wenn wir also beginnen, Eigenschaften zu schätzen, die in der Regel weiblich eingestuft werden, würde uns das zu einer besseren Welt führen. Dafür müssen aber nicht zwangsläufig Frauen an der Macht sein.

Macht das denn gar keinen Unterschied? Gäbe es sexualisierte Gewalt, wie sie bei #MeToo zur Sprache gebracht wird, auch, wenn mehr wichtige Positionen in Hollywood mit Frauen besetzt wären?

Ich denke schon, dass diese Gewalt nicht in solchem Ausmaß passieren würde, wären Männer und Frauen in gleichwertigen Positionen. Komplette Eindämmen kann man sie aber nicht. Wenn statt Männern nur noch Frauen das Sagen hätten und beispielsweise über die Rollen der Blockbuster entscheiden würden, dann würden sich die Machtverhältnisse einfach umdrehen. Und wer Macht hat, der missbraucht sie, einfach weil er es kann. Deswegen müssen wir es für die Missbrauchten einfacher machen, über ihre Erfahrungen zu sprechen. Und wir müssen ihnen zuhören.

Kann es denn dann eine Welt geben, in der alle Geschlechter zufrieden leben können?

Der schottische Science-Fiction-Autor Ian M. Banks fragt in seinen „Culture Books“, wie eine Welt aussähe, wenn es vollkom-

mene Geschlechtergerechtigkeit gäbe. In seiner Welt gibt es Medikamente, mit denen es jedem Menschen möglich ist, sein Geschlecht zu ändern. Wann immer und so häufig man möchte. Dann sind wir nicht mehr Männer oder Frauen – sondern einfach Menschen. Eine schöne Vorstellung. Doch solange es Machtunterschiede gibt, wird es auch Ungerechtigkeit geben.

Wie könnte man denn die Machtunterschiede aus dem Weg räumen?

Sie komplett abzuschaffen ist, glaube ich, nicht möglich. Wir müssen die Unterschiede erst einmal benennen – und dann können wir versuchen, sie zu ändern.

Können Sie ein Beispiel geben?

Es ist in unserer Welt normal, zu sagen, dass Männer durchschnittlich stärker sind als Frauen. Anstatt den Machtunterschied zu erkennen und zu versuchen, ihn zu verändern, verstärken wir ihn. Beispielsweise mithilfe von Schönheitsstandards. Während es für Frauen normschnell ist, klein, zierlich



Foto: Justine Stoddard

Naomi Alderman

geboren 1974, lebt in London. Ihr Buch „Die Gabe“ (engl. „The Power“) erzählt von einer Welt, in der Frauen über besondere Kräfte verfügen. Durch diese Gabe wurden die bestehenden Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen umgekehrt. Der Roman gewann den Baileys Women's Prize for Fiction, sowohl Barack Obama als auch die *New York Times* kürten es als eines der zehn besten Bücher des Jahres 2017. Heyne Verlag, 16,99 Euro

Anzeige

Wir haben was zu feiern – nicht nur am Frauentag

Ihre Zuwendung unterstützt Frauen und Mädchen, die Welt gerechter, vielfältiger und zukunftsfähiger zu machen – weltweit und für all gender. **Das wollen Sie nicht glauben?** Dann schauen Sie hier in die Förderprojekte: www.filia-frauenstiftung.de Seit der Gründung 2001 förderte filia in 40 Ländern über 380 Projekte, die Wandel bewirken.



Women in Black feiern in Belgrad, Serbien

filia
die frauenstiftung

Werden auch Sie Förder*in ab 120 € im Jahr.

GLS Gemeinschaftsbank eG Bochum · DE11 4306 0967 0300 2001 00

Was ist biologisches Geschlecht?

Chromosomen

In der Regel hat jeder Mensch 46 Chromosomen, davon zwei Geschlechtschromosomen. Jede weibliche Keimzelle (Eizelle) enthält ein X-Chromosom. Jede männliche (Spermium) entweder ein X- oder ein Y-Chromosom. Die Kombination der Geschlechtszellen bestimmt das sogenannte chromosomale Geschlecht.

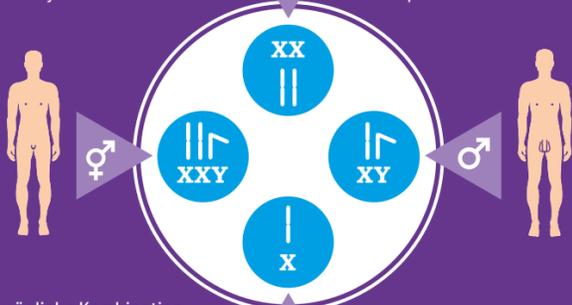
XX

Wenn eine Eizelle mit einem Spermium befruchtet wird, das ein X-Chromosom trägt, ist die Kombination XX. Es entsteht ein weiblicher Embryo.



XY

Wenn die Eizelle mit einem Spermium befruchtet wird, das ein Y-Chromosom trägt, ist die Kombination dementsprechend XY.



XXY

Auch eine mögliche Kombination ist XXY (medizinisch: Klinefelter-Syndrom). Dabei entwickeln die Personen männliche Geschlechtsorgane, die aber in der Pubertät sehr klein bleiben, es wird nur sehr wenig Testosteron produziert. Neben Variationen im Chromosomenbild sind auch Veränderungen in der DNA-Sequenz bekannt, die die Ausbildung des Geschlechts beeinflussen können.

X

Es gibt Menschen, die nur ein intaktes X-Chromosom besitzen (medizinisch: Turner-Syndrom). Diese Personen haben zwar weibliche Geschlechtsorgane, aber keine funktionierenden Eierstöcke.

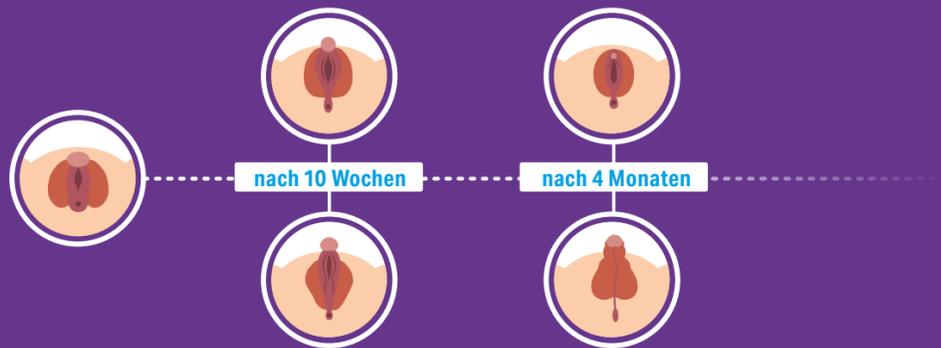
Äußere Geschlechtsorgane



Bei Neugeborenen wird das Geschlecht durch die äußeren Geschlechtsorgane bestimmt. Klitoris, Schamlippen und Schamhügel werden dem weiblichen Geschlecht zugeordnet, Penis und Hodensack dem männlichen. Nicht alle Genitalien passen in dieses binäre Geschlechtsmodell.

Entwicklung der äußeren Geschlechtsorgane

Wie die Gonaden sind die Vorläufer der Genitalien zunächst nicht zwischen männlich und weiblich unterscheidbar, es sind nur eine Ausbuchtung und eine Einbuchtung zu erkennen. Etwa im 4. Schwangerschaftsmonat endet die Ausbildung.



Keimdrüsen (Gonaden)

In einer frühen Phase der Schwangerschaft sind männliche und weibliche Keimdrüsen nicht voneinander zu unterscheiden.

Weiblich

Weibliche Keimdrüsen entwickeln sich ab der 7. Schwangerschaftswoche zu Eierstöcken, Eileitern und Gebärmutter.



Männlich

Männliche Keimdrüsen entwickeln sich zu Hoden, Nebenhoden und Samenleiter. Verantwortlich hierfür ist ein bestimmtes Eiweiß (hodendeterminierender Faktor). Die genetische Information hierfür liegt auf dem Y-Chromosom.



Inter

Wenn eine Person Hodengewebe und Eierstockgewebe hat, spricht die Medizin von Hermaphroditismus.

Hormone

Das hormonelle Geschlecht ist nicht strikt männlich oder weiblich, sondern prägt sich auf einer Skala aus. Weibliche und männliche Sexualhormone gibt es bei allen Geschlechtern. Die Zusammensetzung bestimmt das Geschlecht.

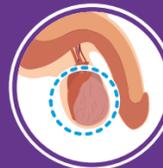
Weiblich

Zu den weiblichen Sexualhormonen gehören Progesteron und Östrogene. Sie haben Einfluss auf den weiblichen Körperbau und die Regulation von Monatszyklus und Schwangerschaft.



Männlich

Männliche Sexualhormone nennt man Androgene. Das bekannteste ist Testosteron. Es wird in den Hoden gebildet und beeinflusst Bartwuchs und Genitalien.



Inter

Manche Zusammensetzungen werden weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zugeordnet. Es gibt Personen, die genetisch männlich oder weiblich sind, aber keine entsprechenden Sexualhormone produzieren.

* taz grafik: infotext-berlin.de/Ü. Wital

Anzeige

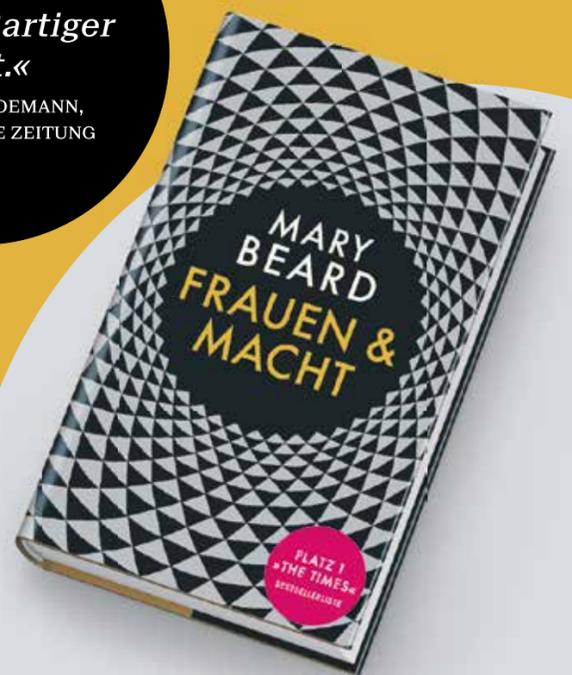


Das entscheidende Buch zur aktuellen Debatte über die Stellung der Frauen

Das Buch, das weltweit Furore macht!

»Ein großartiger Text.«

JOHAN SCHLOEMANN,
SÜDDEUTSCHE ZEITUNG





Joschua Thuir, Transmann und Beamter der Bundespolizei am Flughafen Frankfurt, hier in seiner Wohnung
Foto: Markus Kirchgessner

Nur mit Hoden

Wer als Mann zur Bundespolizei will, braucht funktionsfähige Hoden. Im Klartext heißt das: Keine Chance für Transmänner. Der Polizist Joschua Thuir will das ändern

Aus Frankfurt am Main
Patricia Hecht

Joschua Thuir, Polizeiobermeister aus Frankfurt am Main, hatte mehrere Outings. Lesbisch, das war das erste, mit 18.

Trans das zweite, mit 25. Schon das lesbische Outing war nicht ganz einfach, nicht alle Reaktionen waren positiv. Schwieriger noch wurde das zweite Outing. Denn da war klar, dass Joschua Thuir zur Bundespolizei will – und die stellt keine Transmänner ein.

Thuir wirkt, trifft man ihn in zivil, lockerer, als man es von einem Polizisten erwarten würde: Schwarze Tunnel-Ohringe, braune Carhartt-Jacke, die dunkelbraunen Haare oben lang, an den Seiten rasiert. Wenn er Uniform trägt, ist er für Sicherheit und Grenzkontrollen am Frankfurter Flughafen zuständig, läuft Streife, stempelt Pässe.

Er schießt gern, Luftgewehr, Tontauben, schon als Jugendliche auf dem Schießstand, damals versteht er sich noch als burschikose Lesbe. Weil die Polizei Leistungssport fördert und er mit Menschen arbeiten will, entschließt sich Thuir nach dem Realschulabschluss für die Ausbildung. „Trans war da noch kein Thema“, sagt er. 2010 stolpert er im Netz über den Begriff, stutzt, schaut nach, was das ist. „Da hab ich mich das erste Mal selbst hinterfragt“, sagt er.

Rund 44.000 Menschen arbeiten bei der Bundespolizei, knapp 80 Prozent davon sind Männer. Es gebe, schreibt die Bundespolizei auf Nachfrage, „Diversity Management als Teil des Personalwesens“. Und es gibt eine polizeidienstliche Verordnung, die sogenannte PDV 300, die „Hinweise zur Polizeidiensttauglich-

keit“ auflistet. Neben Herzklappenfehlern oder Epilepsie, die eine Zulassung als Bundespolizist ausschließen, ist dort auch vermerkt, dass, wer zu diesem Arbeitgeber will, mindestens einen funktionsfähigen Hoden haben muss.

Vor rund zehn Jahren ging der Fall eines Transmannes, der in Hessen Polizist werden wollte, durch die Presse. Längst hatte er sein Geschlecht angleichen lassen, gesundheitliche Probleme hat er nie. Er beherrscht mehrere Kampfsportarten, bei den Prüfungen für den Polizeidienst gehört er zu den Besten. Doch weil er keine Hoden hat, die selbst Hormone produzieren, wird er abgelehnt.

Der Mann verklagt das Land Hessen wegen Diskriminierung, die Klage wird abgewiesen. Er zieht vors Bundesverfassungsgericht, die Verfassungsbeschwerde wird abgewiesen, eine Begründung gibt es nicht.

Die der hessischen Richter allerdings klingt abenteuerlich: Die künstliche Hormonversorgung könnte zu Stimmungsschwankungen führen, weshalb Transmänner Gefahr liefen, den „besonderen Anforderungen des Polizeidienst-

tes“ nicht gerecht zu werden. Transpolizist*innen, sagt Leo Wild vom Verein TransInterQueer, seien „im Polizeidienst offensichtlich schlicht nicht gewollt – wegen einer rein biologischen Argumentation, die nicht den Einzelfall überprüft, sondern sie generell ausschließt“.

In der Praxis widerlegen Menschen wie Joschua Thuir längst, was das hessische Urteil behauptet. Denn dass die Bundespolizei keine Transmänner einstellt, heißt nicht, dass es dort keine gibt: Wer sein Geschlecht erst angleichen lässt, wenn er bereits Polizist*in ist, bleibt in der Regel im Dienst. Das dürfte vor allem einen Grund haben: Eine Verrentung wäre teuer.

Privat lebt Thuir als Mann, zur Arbeit geht er als Frau

Joschua Thuir weiß lange nichts von der PDV 300. Seine Ausbildung hat er 2011 hinter sich, noch immer lebt er als Frau. Verbeamtet ist er da noch nicht, drei Jahre dauert die Übergangszeit. Währenddessen beginnt er, sich im Privaten auszuprobieren: geht als Mann auf die Straße, wählt die Herrentoilette, korrigiert niemanden, wenn „er“ als Pronomen verwendet wird. Schließlich vertraut er sich einem Kollegen an. Der warnt ihn: Er solle sich auf keinen Fall outen. „Wenn der nicht gewesen wäre“, sagt Thuir heute, „hätte ich die Transition viel früher begonnen und nach der Probezeit wohl erfahren, dass sie mich rauschmeißen.“

Für Thuir ist die Information ein Schock. „Ich hab richtig Schiss bekommen“, sagt er, er überlegt auszusteigen, aber die Alternativen fehlen. Auch schießen will er weiter. „Der Schießstand ist mein Rückzugsort“, sagt er, „zur Ruhe kommen, flachen Puls kriegen, konzentrieren.“ Das hilft ihm, durch die nächsten Jahre zu kommen.

Denn die sind paradox. Privat lebt er als Mann, zur Arbeit geht er als Frau. Es ist eine Befreiung, als er die Verbeamtungsurkunde endlich in der Hand hält. „Als die Hormontherapie begann, war ich glücklich“, sagt Thuir und lacht. Mit der Psychologin, zu der er geht, um das nötige Gutachten für die Transition zu bekommen, bespricht er, wie sein Outing bei der Arbeit ablaufen könnte.

Sein Vorgesetzter hält zu ihm und schlägt vor, eine Teamfortbildung zu nutzen, mitten in der bayerischen Winterlandschaft. Bevor 20 Polizist*innen in Skimontur und Schneeschuhen den Watzmann hochlaufen, stellt sich Thuir vor die versammelte Runde und holt tief Luft. „Demnächst hab ich einen neuen Pass, einen neuen Namen und werde in die Herrenumkleide wechseln“, sagt er. „Wie heißt du denn dann?“, ruft einer. „Joschua“, antwortet Thuir. Das Team applaudiert, ein paar umarmen ihn.

Doch so leicht bleibt es nicht. Einzelne schneiden ihn, auch mit Vorgesetzten ist es nicht immer einfach. Offiziell gibt es bei der Bundespolizei keine Homo- und Transfeindlichkeit. „Im Zusammenhang mit der Akzeptanz von genderspezifischen Belangen sind in der Bundespolizei keine Problematiken bekannt“, schreibt die Pressestelle. „Aber spricht keiner darüber, weil es kein Problem ist, oder ist es ein Tabu?“, fragt Thuir.

Er könnte den Weg wählen, den viele Transmänner gehen – auch bei der Bundespolizei, wie er weiß. Er könnte „stealth gehen“, wie es heißt, „heimlich“, also vielleicht in eine an-

dere Stadt ziehen, seine Vorgesetzte verschweigen. Aber er will nicht: „Ich will etwas verändern“, sagt er, „von innen heraus.“ Um die Behörde offener, diverser zu machen. Und um gesellschaftliche Veränderungen zu begleiten, um die die Bundespolizei nicht herunkommt.

Bisher sind zum Beispiel Durchsuchungen von Personen nur von Menschen des gleichen Geschlechts erlaubt. Dass davon abgewichen werden kann, wenn trans- oder intersexuelle Menschen durchsucht werden sollen, geht aus den Vorschriften nicht hervor. Spätestens, wenn die kürzlich vom Bundesverfassungsgericht vorgeschriebene dritte Option für den Geschlechtseintrag umgesetzt ist, wird sich die Behörde damit auseinandersetzen müssen.

Thuir engagiert sich. Ehrenamtlich ist er Beirat im Verband lesbischer und schwuler Polizeibediensteter (VelsPol), obwohl er gar nicht lesbisch ist. Mit einem Kollegen aus Berlin hat er eine Schulung ausgearbeitet, die erklärt, wie Kolleg*innen trans- und intersexuellen Menschen bei Kontrollen begegnen können. Er ist Vertrauensperson bei der Gewerkschaft der Polizei, er sucht das Gespräch, will Verständnis schaffen und geben. Er ist auf Vermittlung aus, nicht auf Konfrontation.

Und er würde gern eine Arbeitsgruppe für LSBTI auf Bundesebene gründen. Dabei gibt es für manche dieser Zielgruppen noch nicht einmal Ansprechpartner*innen. Was es gibt, sind sechs „Ansprechpartner für gleichgeschlechtliche Lebensweisen“, sogenannte AgL, nebenamtlich, bei 44.000 Polizist*innen. Schon die Bezeichnung schreckt davon zurück, schwul oder lesbisch auch nur beim Namen zu nennen, von trans ganz zu schweigen. Wer einfach nur googelt, hat Probleme, diese Ansprechpartner*innen überhaupt zu finden.

Doch die Resonanz auf Thuirs Projekte ist mau. Die Schulung zum Umgang mit trans- und intersexuellen Menschen darf er bisher nicht anbieten. Will er Workshops geben, zum Beispiel zum Thema „Zielgruppen spezifischer Gewaltprävention“, wird er selten freigestellt. Bevor er sich auf das Gespräch für diesen Text einließ, hat er lange gezögert und auch dann nur zugesagt, weil er als Interessenvertreter von VelsPol mehr Freiheiten

Anzeige

Hamam
❖ Türkisches Bad ❖ Turkish bath ❖ Türk hamamı

Traditionelle Hamamanwendungen
Massagen
Kosmetik
Sauna

Öffnungszeiten
Mo 15 – 23 Uhr · Di – So 12 – 23 Uhr
Marianenstr. 6 · 10997 Berlin
Tel. 030 615 14 64 · info@hamamberlin.de
www.hamamberlin.de

❖ Für Frauen ❖ For women ❖ Kadınlar için

Anzeige

MöMo März 2017
ÖSENMONAT
SEXUALDIVERSITÄT

hat als andere, seine Perspektive zu schildern. Und trotzdem ist er nervös: Thuir will etwas verändern, aber das richtige Maß an Öffentlichkeit und Kritik zu finden, ist schwer.

Wenn Thuir könnte, wie er wollte, gäbe es ein großes Ziel: Transidentität und Intersexualität sollten kein Grund sein, als untauglich für den Polizeidienst eingestuft zu werden. Der Weg dorthin ist weit: „Bestrebungen zur Änderung der PDV 300“, teilt die Bundespolizei mit, „sind nicht bekannt.“



Foto: Birthe Piontek

„Auch ein Penis kann ein weibliches Genital sein

Transfrauen werde oft ihr weiblicher Körper abgesprochen, sagt die Rapperin FaulenzA und erklärt, wie Klassismus und Frauenhass zusammenhängen und wie sich eine Neovulva anfühlt

Interview Katharina Schipkowski

taz: FaulenzA, ob Vulvakunst oder Parolen wie „Vulva la Revolucion“ – in feministischen Kreisen gibt es einen Vulvakult. Was stört Sie daran?

FaulenzA: Ich finde diese Art Empowerment zwar einerseits wichtig, auf der anderen Seite finde ich es aber schwierig, wenn über körperliche Merkmale eine Gemeinschaft geschaffen wird. Wenn man sagt: „Wir Frauen haben eine Vulva, wir Frauen menstruieren“, ist ja schon klar, wer dazugehört und wer nicht. Viele Transfrauen, Interpersonen oder Transmännlichkeiten nicht.

Kann es nicht auch okay sein, wenn nicht alle dabei sind?

Na ja, die Verbindung von „Vulva gleich Frau“ oder „Menstruation gleich Frau“, die im Feminismus ziemlich stark ist, spricht Transfrauen ab, dass sie Frauen sind, weil sie einen anderen Körper haben.

Fehlt in der feministischen Szene die Akzeptanz für Geschlechter mit verschiedenen Körpern?

Ja, leider. Oft wird nicht gesehen, dass Transfrauen auch einen weiblichen Körper haben. Egal, ob sie Hormone nehmen oder nicht.

Wann ist ein Körper denn weiblich?

Das liegt allein an der Definition des Menschen. Manche Frauen definieren ihr Genital als Vulva, auch wenn die Gesellschaft sagt, es sei ein Penis. Andere Transfrauen definieren ihr Genital als Penis, aber auch dann ist der Penis ein weibliches Genital. Manche machen geschlechtsangleichende Operationen, wie ich auch. Die Neovulvas passen dann auch nicht unbedingt in die Norm.

Spätestens mit Judith Butler wird Geschlecht oft als etwas Soziales verstanden. Sind Menstruations- und Vulvahype ein Rückschritt zur Körperlichkeit?

Ich sehe, dass sich einerseits Leute Gedanken machen,

wie Geschlecht gesellschaftlich konstruiert wird. Andererseits wird Körpern ein bestimmtes Verhalten zugeschrieben. Viele denken: „Penis gleich sexistisch“, dann gibt’s so Parolen wie „Schwanz ab – Sexismus militant bekämpfen“. Als ob eine Person, die einen Penis hat, sich dadurch aggressiver oder mackeriger verhalten würde. Das ist ja total Quatsch.

In Ihrem Buch schreiben Sie über Transmisogynie. Was heißt das?

Diskriminierung von Transweiblichkeiten.

Warum sagen Sie Transweiblichkeiten und nicht Transfrauen?

Viel Gefühl in der Vulva ist ein unnötiger Luxus für die Krankenkassen

Ich versuche dadurch, ein breiteres Spektrum an Geschlechtern abzubilden. Manche verordnen sich weder als Mann noch als Frau, aber schon eher weiblich.

Können Sie Transmisogynie noch genauer erklären?

Ich verstehe es als Zusammenwirken aus verschiedenen Diskriminierungsformen wie Transfeindlichkeit, Frauenhass, Ableismus, also Diskriminierung von Menschen, die behindert werden oder als verrückt gelten, und Klassismus, also Diskriminierung aufgrund von Armut oder sozialem Status.

Was hat Klassismus mit Transfeindlichkeit zu tun?

Transweiblichkeiten sind besonders häufig von Armut und Wohnungslosigkeit betroffen. Das führt dazu, dass sie besonders häufig unter ihrer beruflichen Qualifikation arbeiten. Das habe ich auch selbst gemerkt: Ich wollte in einer Kita

arbeiten, habe aber überhaupt nichts bekommen, obwohl der Bedarf groß war. Da gibt’s viele Vorbehalte.

Trifft das nicht auch auf Transmänner zu?

Transmänner haben es oft leichter, weil sie häufiger als Cismänner durchgehen. Wenn Transmänner zum Beispiel Hormone nehmen, kriegen viele eine tiefe Stimme oder ’nen Bart.

Mit Cis bezeichnet man das Gegenteil von Trans ...

Ja, es ist wichtig, ein Wort dafür zu haben. Sonst könnte man denken, es gebe nur „normal“ und „trans“, und „trans“ wäre dann unnormal.

Und inwiefern haben Transfrauen es schwerer als Transmänner?

Transfrauen sind auch deshalb benachteiligt, weil es in unserer patriarchalen Gesellschaft ohnehin für Frauen schwieriger ist, eine gute Arbeit zu bekommen.

Welche Rolle spielt Ableismus?

Weiblichkeit gilt ja sowieso schon als was Verrücktes. Dazu kommt, dass Trans als Krankheit gilt. Der Schlüssel ist F64-0, das fällt unter Persönlichkeitsstörungen. Die Gesellschaft nimmt das als verrückt wahr. Das führt zur praktischen Diskriminierung im Gesundheitssystem.

Zum Beispiel?

Wenn man Hormone nehmen will oder eine Operation braucht, muss man zum „Alltagstest“. Das heißt anderthalb Jahre Zwangstherapie.

Therapie ist doch häufig etwas Hilfreiches.

Aber im Rahmen dieser Zwangstherapie taugt das gar nichts. Du gehst zu irgendeiner Cisperson, die dann beurteilen soll, ob du trans genug bist. So kann Therapie doch gar nicht funktionieren, wenn du den Therapeuten von irgendwas überzeugen musst.

Wie war das bei Ihnen?

Mir wurden die intimsten Fragen gestellt, immer wie-

der. Ich musste sagen, wie meine Unterwäsche aussieht, musste mein Genital beschreiben, meine Brüste, von Diskriminierung in Kindheit und Jugend erzählen, von Sexualität. Da gab’s viele Sitzungen, nach denen ich am Boden zerstört war. Aber man darf es sich mit denen nicht verschmerzen, man braucht das „Ja“. Man ist ausgeliefert. Bei einem wollte ich mir eine dicke Winterjacke anziehen, weil der so auf meinen Körper gestarrt und gefragt hat, wie ich nackt aussehe.

Zahlt die Krankenkasse für die Operation?

Nicht immer komplett. Ich musste 3.500 Euro zuzahlen, denn die bezahlen nur das Billigste.

Also kommt es drauf an, wie man sein Genital gerne hätte?

Ja. Ich war bei einem Arzt, der sich Mühe gibt, damit du noch viel Gefühl in der Vulva hast, Penetrationssex haben kannst, damit es sensibel ist und feucht werden kann. Das ist für die Kasse ein unnötiger Luxus. Dafür muss man selbst zahlen.

Welche Körperveränderungen haben Sie noch gemacht?

Letztes Jahr habe ich die Brustvergrößerung gemacht, dieses Jahr die zwei Operationen für die Neovulva und eine Gesichtsfeminisierung, da wurde die Stirn abgeflacht und die Augenbrauen wurden ein bisschen angehoben. Mir war klar, dass ich alles machen will, was es an Epilationen, Hormonen, Operationen gibt. Weil ich diesen cisweiblichen Körper, auf den ich so neidisch war, so gut es geht haben wollte. Was ich gerne noch machen würde, ist den Kehlkopf abzuflachen. Ansonsten mache ich gerade noch Stimmtraining.

In Ihrem Buch kritisieren Sie die queerfeministische Szene als teilweise transmisogyn. Wie zeigt sich das?

In der Szene dominiert ein männlicher Style. Weil viele die weibliche Rolle, die ihnen die Gesellschaft aufdrückt, verständlicherweise ablehnen und sich das aneignen, was als männlich gilt. Der Minirock ist uncool, die Jogginghose ist cool; rational sein ist uncool, emotional sein ist uncool. Was als weiblich gilt, wird abgewertet, Lippenstift wird belächelt. Für viele Transfrauen ist das schwierig. Für mich sind alle als feminin geltenden Sachen sehr wichtig, um meine Weiblichkeit zu zeigen und zu feiern.

Sie haben das auch in Räumen für FLTIQ (Frauen, Lesben, Trans, Inter, Queers) erlebt.

Viele Cisfeministinnen haben keine Lust auf Transfrauen in Frauen- oder FLTIQ-Räumen.

Sie denken, Transfrauen sind eigentlich Männer und Transmänner eigentlich Frauen. Sie sagen, es sei ihnen wichtig, mit Leuten abzuhängen, die die gleiche Sozialisation haben. Aber das ist Quatsch, weil ja auch Cisfrauen ganz unterschiedlich sozialisiert sind. Sie sagen, wir Transfrauen hätten eine männliche Sozialisation. Dahinter steht der Gedanke, dass Transfrauen vor ihrem Coming-out einfach glücklich als Cismann leben und eines Morgens aufwachen und entscheiden, dass sie eine Transfrau sind. Dass Transmädchen von klein auf gezwungen werden, so zu tun, als seien sie ein Junge, sehen Cisfeministinnen oft als Privileg und nicht als Gewalt, die Kindern angetan wird.

Wie äußert sich cisfeministische Transmisogynie konkret?

Wenn eine Cisfrau das Geschirr nicht spült, gilt sie als faul oder es ist sogar ein feministischer Verweigerungsakt. Bei Transfrauen ist das gleich mackerig und männlich. Wenn eine Cisfrau sich im Plenum selbstbewusst gibt, wird das als stark angesehen, bei einer Transfrau als mackerig und männlich. Transfrauen werden leider von vielen nicht in ihrer Geschlechtsidentität ernstgenommen, das wird einfach nicht verstanden.

Wie ist es als Transfrau in der Rapszene?

Es gibt zum Glück eine queerfeministische Rapszene, da gibt es coole Raperinnen, mit denen es sehr viel Spaß macht. Und dann gibt es die Rapwelt da draußen. Manchmal werde ich ausgelacht oder bekomme Hate-Kommentare im Internet. Trotzdem ist es mir wichtig, auch Menschen außerhalb der queerfeministischen Szene zu erreichen. Und das Positive überwiegt. Viele schreiben mir, dass sie sich durch meine Musik oder mein Buch bestärkt fühlen, sie selbst zu sein. Das gibt mir Kraft, weiterzumachen.



Foto: André Wunstorff

Marina Dobberkau

30 Jahre alt, tritt unter dem Namen FaulenzA als Rapperin und Singer-Songwriterin auf und gibt Workshops zum Thema Transmisogynie. 2017 erschien ihr Buch „Support your Sisters not your Cisters“ bei Edition Assamblage.

Anzeige

8. März - Klingelt die Weltzeituhr?

Rosa-Luxemburg-Stiftung, Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.)

«Gender raus!»

Zwölf Richtigstellungen zu Antifeminismus und Gender-Kritik

Download und Bestellung: www.rosalux.de/publikation/id/37502



Anna Schiff

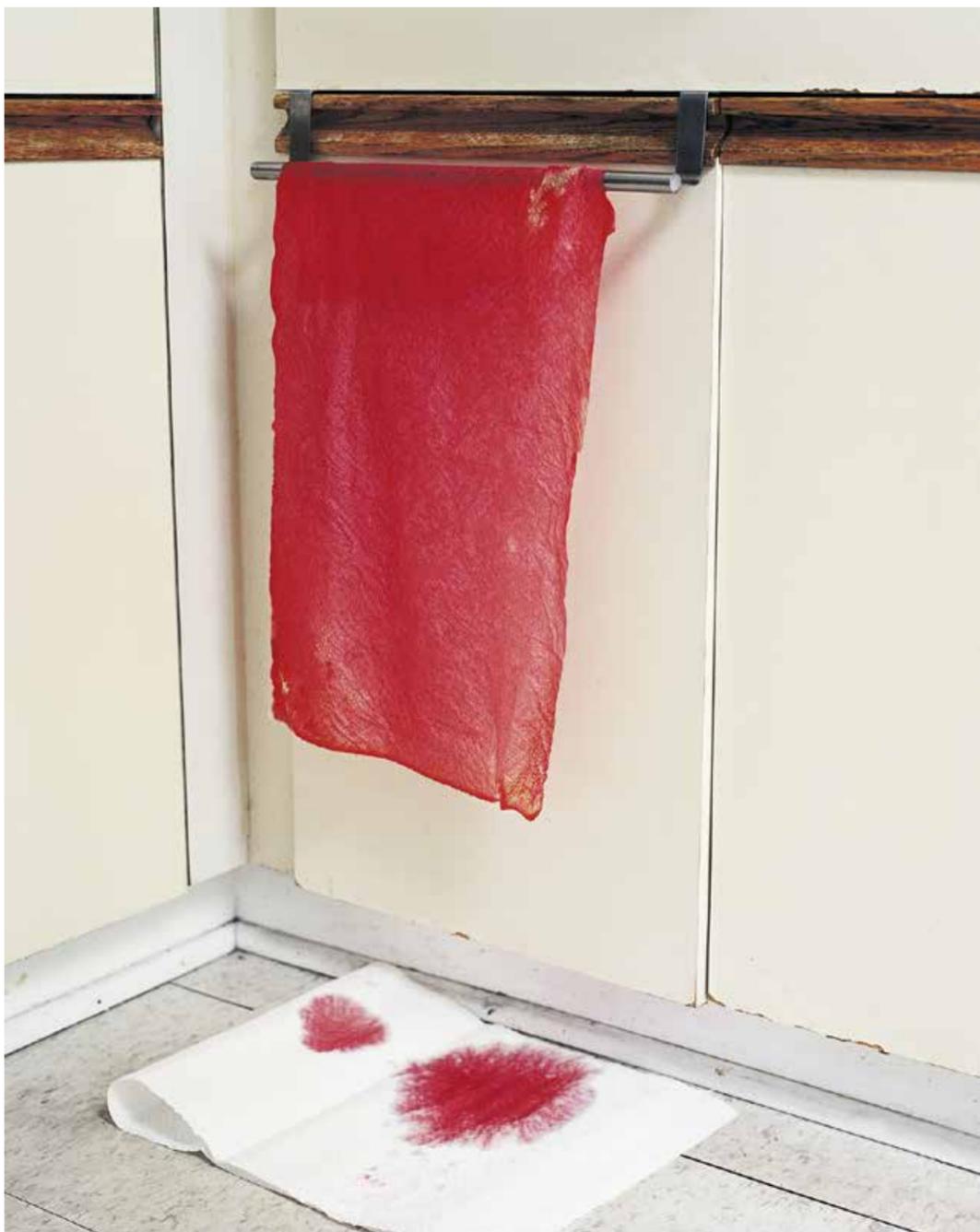
Ist doch ein Kompliment...

Behauptungen und Fakten zu Sexismus luxemburg argumente Nr. 9

Download und Bestellung: www.rosalux.de/publikation/id/8932

Dossier Feminismus von links www.rosalux.de/dossiers/feminismus-von-links

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG



Die Bilder sind im Alltäglichen verankert und angefüllt mit Symbolen. Sie spielen mit den Erwartungen des Betrachters, die geformt sind von Konventionen und eigenen Erfahrungen. Die psychologische Landschaft, die hier entsteht, ist tückisch, aber auch auf ihre ganz eigene Weise poetisch
Foto: Birthe Piontek

Nicht nur ein Drama

Frauenmorde gelten in Deutschland als Beziehungstat. Dabei handelt es sich nie um tragische Einzelfälle. In der Türkei sind sie ein feministisches Thema

Von **Elisabeth Kimmeler**

Nach allem, was wir bis jetzt wissen, handelt es sich um eine Beziehungstat.“ Mit diesen Worten sah sich die „Tagesschau“ gezwungen, zu erklären, warum sie nicht über den Mord im südpfälzischen Kandel berichtet hatte. Dort

hatte im Dezember 2017 ein afghanischer Geflüchteter seine 15-jährige Exfreundin in einem Drogeriemarkt erstochen. Beziehungstaten wird in Deutschland keine überregionale journalistische Relevanz zugesprochen. Trotzdem wurde in Leitartikeln, Kommentaren und den Sozialen Medien tagelang über den Fall

diskutiert – weil der Tatverdächtige keinen deutschen Pass hat.

Im Jahr 2016 wurden laut der polizeilichen Kriminalstatistik in Deutschland 149 Frauen von ihrem Ehepartner oder Expartner umgebracht, 208 Frauen überlebten einen Tötungsversuch. Das bedeutet, dass in Deutschland im Schnitt fast jeden Tag ein Mann seine Frau oder ehemalige Partnerin ermordet oder es versucht. Frauen, die von Männern getötet wurden, mit denen sie nicht in einer Beziehung lebten – also etwa von einem Verwandten, Bekannten oder einem Fremden, werden in dieser Zählung nicht erfasst. Die weit überwiegende Mehrheit der Tatverdächtigen sind deutsche Staatsangehörige.

Längst nicht alle dieser Frauenmorde landen in den Nachrichten. Partnerschaftsgewalt bringt die Menschen in Deutschland nicht auf die Straße, außer am 25. November, dem Internationalen Tag zur Beseitigung von Gewalt gegen Frauen. Gegen Frauenmorde wie die in Freiburg oder Kandel protestieren rechtsextreme Aktivist*innen, die Gewalt gegen Frauen für ihre Zwecke instrumentalisieren. Während in vielen latein-

amerikanischen Ländern, aber auch in Italien und der Türkei das Thema Frauenmorde von Frauenorganisationen als genuin feministisches Thema begriffen wird, werden sie in der deutschen Gesellschaft kaum problematisiert und politisiert. Woran liegt das?

Morde an Frauen werden in Deutschland individualisiert. Wenn Medien darüber berichten, steht in den Schlagzeilen oft „Eifersuchtsdrama“. Das suggeriert, dass es sich um tragische Einzelfälle handelt, die nichts mit strukturellen Machtverhältnissen zu tun haben. „Wenn der Tatverdächtige deutschstämmig ist, ist die Rede von ‚Familientragödie‘, das Wort Mord taucht nicht einmal auf“, sagt die Regisseurin Marlene Pardeller. Sie hat die Initiative Keinemehr gegründet, inspiriert von der Ni-Una-Menos-Bewegung (Nicht eine weniger), die ausgehend von Argentinien seit 2015 in Lateinamerika und Europa gegen Frauenmord auf die Straße geht. „Hinter dieser Sprache verschwindet die Tatsache, dass die Frau umgebracht wurde, weil sie eine Frau ist. Dass es ein geschlechterbasierter Mord war“, sagt sie.

Die Filmschaffende arbeitet seit fünf Jahren zu feministischen Bewegungen in Italien und Mexiko. Dort hat sie zum ersten Mal den Begriff „Femizid“ gehört und sich gewundert, warum sie ihn aus deutschen Zusammenhängen nicht kennt. Der Begriff *femicide* wurde in den siebziger Jahren vor allem von der Feministin Diana Russell geprägt. Er steht in Abgrenzung zum geschlechtsneutralen *homicide* und soll die Tötung von Frauen als Konsequenz patriarchaler Machtstrukturen sichtbar machen.

Die Muster, die hinter Frauenmorden stehen, sind in Deutschland die gleichen wie überall auf der Welt: Die Frau stellt das Rollenverständnis des Mannes infrage, indem sie sich trennen will oder auch nur mehr verdient als ihr Partner. „Frauen sind dann bedroht, wenn sie selbständiger werden“, sagt Pardeller.

Eigentlich gebe es in Deutschland einen starken Diskurs über Gewalt gegen Frauen, sagt die Sozialwissenschaftlerin Monika Schröttle von der TU Dortmund. „Tötungsdelikte werden aber außen vor gelassen.“ Vonseiten der Politik höre man oft, diese seien nur die Spitze des Eisberges, und das stimme auch, sagt Schröttle. „Wenn wir uns aber die Motive ansehen, finden wir immer die klassischen Muster: Frau will Mann verlassen oder hat ihn schon verlassen und wird dann getötet. Eigentlich ist es ein stockpatriarchalisches Muster, das dahintersteht.“ Das passt nicht ins Bild des fortschrittlichen Deutschlands. Die vorherrschende Meinung ist: Bei uns sind Frauen doch längst emanzipiert.

In der Türkei politisieren Aktivistinnen Frauenmorde schon seit Jahren. Nach dem brutalen Mord an der 17-jährigen Schülerin Münevver Karabulut gründete sich 2010 der Verein Kadın cinayetlerini durduracağız platformu (Wir werden die Frauenmorde stoppen). Der Fall erregte großes Interesse. „Die Presse hat den Mord an Münevver auf die Panoramaseiten gebracht“, sagt Gülsüm Kav, Vorsitzende der Plattform. „Das hat uns gestört.“ Türkische Medien sprachen damals häufig von *aşk cinayeti*, dem Liebesmord. Die Ärztin wollte sie als das benennen, was sie sind: „Das, was da passiert ist, ist ein Frauenmord“, sagt Kav.

Die Aktivistinnen der Kadın cinayetlerini durduracağız platformu organisierten Proteste, gingen jede Woche auf die Straße, begleiteten Mordprozesse und hielten das Thema so auf der Tagesordnung. Dadurch wuchs ein Bewusstsein dafür, dass Gewalt gegen Frauen ein Problem ist, das durch die patriarchalen Geschlechterverhältnisse bedingt ist. „Inzwischen haben alle Medien den Begriff ‚Frauenmord‘ übernommen“, sagt Kav.

Die Türkei hat mit knapp 80 Millionen etwa genauso viele Einwohner*innen wie Deutschland. Im Jahr 2016 wurden dort der inoffiziellen Statistik des Vereins zufolge 328 Frauen umgebracht; im Jahr 2017 gab es 409 Morde an Frauen. Diese Zahlen sind jedoch nicht belastbar: Das Ministerium für Familie und Sozialpolitik gibt keine offiziellen Statistiken zu Frauenmorden heraus, die An-

gaben des Vereins stützen sich deshalb auf die Fälle, die in den türkischen Medien auftauchen. Die Dunkelziffer dürfte höher liegen.

Die hohe Zahl an Frauenmorden führt die Frauenrechtlerin Gülsüm Kav unter anderem auf einen Backlash als Reaktion auf den gesellschaftlichen Wandel in der Türkei zurück. „In den letzten 30 Jahren sind die Menschen vom Land in die Stadt gezogen, sie haben Zugang zum Fernsehen und zum Internet bekommen“, sagt sie. Dies verändere die Position der Frauen in der Gesellschaft, „Frauen fordern ihre Rechte stärker ein. Sie haben zum Beispiel auf einmal den Mut, sich scheiden zu lassen. Die Männer geben den Frauen diese Rechte aber nicht einfach so, sondern versuchen, die Forderungen der Frauen nach Selbstbestimmung mit Gewalt zu unterdrücken.“

Die Motive der Morde sind immer gleich

Zugleich seien in der Türkei wie auch in anderen Ländern der Mittelmeerregion patriarchale Strukturen tief verwurzelt. Gülsüm Kav nennt sie „eine historische Last, die wir mit uns herumtragen.“ Frauenmorde habe es im Zuge dieses gesellschaftlichen Wandels zwar unabhängig von der jeweiligen Regierung gegeben. „Wenn zu den patriarchalen Strukturen nun aber eine Regierung hinzukommt, in deren Augen Frauen nicht gleichberechtigt sind und die keine Maßnahmen umsetzt, um Frauen zu schützen, steigt die geschlechterbasierte Gewalt“, erklärt sie.

Monika Schröttle hat beobachtet, dass Feministinnen in Ländern wie der Türkei oder Mexiko die Tötung von Frauen anders als in Deutschland als ein Problem ihrer eigenen Kultur betrachten. In Deutschland nehme man Frauenmorde eher als individuelle Taten von gestörten „Ausnahmefällen“ wahr, die nicht in Zusammenhang mit der Kultur stehen, in der sie leben. „Wenn Frauen mit Migrationshintergrund getötet werden, wird das sofort mit der vermeintlich anderen Kultur in Zusammenhang gebracht“, sagt Schröttle. „Die töten ihre Frauen, die sind patriarchalisch und archaisch. Kultur ist meist nur die Kultur von anderen.“

Dabei, so betont sie, sei das Archaisch-Patriarchalische ebenso eingeschrieben in unsere Kultur und auch als Motiv in Literatur und Musik zu finden: Sie darf nicht gehen, sie gehört mir. Die Frauenmorde, hält Schröttle fest, müssen in Zusammenhang gebracht werden mit einer männlich dominanten Sicht auf Besitzverhältnisse in den Geschlechterbeziehungen. „Das sollte uns schockieren; das sollten wir skandalisieren.“

Anzeigen

www.frauenorte.de

5 erholsame Orte für Frauen
Fortbildungen • Urlaub • Tagungen



Frauen Unterwegs Frauen Reisen GmbH

(0)30 - 215 10 22

reisen@frauenunterwegs.de

www.frauenunterwegs.de

Information ist der erste Schritt:
Weg mit § 219a!

Die öffentliche Information zum Schwangerschaftsabbruch muss entkriminalisiert werden!
Deshalb unser Gesetzentwurf
(Drucksache 19/93)

DIE LINKE.
IM BUNDESTAG

V.i.S.d.P. Sevim Dağdelen, Caren Lay, Jan Korte



Weitere Texte zur Lage der Frauen in der Türkei auf unserem türkisch-deutschen Onlineportal: gazete.taz.de

Wo mein Körper politisch wird

Macht zeigt sich auch in den Leerstellen. Zum Beispiel in den Dingen, die einem nicht erzählt werden, die einem niemand erklärt, die niemand hinterfragt. Drei Geschichten über Sex und seine Folgen

Wie ich lernte zu ejakulieren

Von Gundula Haage

S anft im Sessel zurückgelehnt, die Beine gespreizt und klick! Schemenhaft beginnt sich die Großaufnahme meiner Vulva auf dem Polaroid abzuzeichnen. Kurz darauf hängt sie an der Wand, inmitten einer ganzen Vulven-Galerie. Erstaunlich, diese Vielfalt an Falten und Formen. Sehr weit entfernt von Mainstream-Porn-propagierter Einheitlichkeit. Vor fünfzehn Fremden die Hosen fallen zu lassen kostet Überwindung. Ich zeig dir meins, du zeigst mir deins. Immerhin verpufft so jede Scham direkt zum Einstieg.

An diesem kalten Wintermorgen haben wir alle ein erklärtes Ziel: Wir wollen ejakulieren. Squirtten. Spritzen. Oder wie auch immer man die „stoßweise Freisetzung eines Sekrets aus den Skene-Drüsen, das biochemisch dem männlichen Ejakulat ähnelt“, nennen möchte. Etwas, das mir in zehn Jahren Sex noch nie passiert ist. Das ich bisher als Porno-Mythos abgetan hatte. Und das mich neugierig macht. Habe ich mich selbst all die Jahre um ungeahnte Lust gebracht? Ich stelle mir Megaorgasmen vor, ein vollständiges Sich-gehen-Lassen und wortwörtliches Zerfließen.

Ich lerne, dass offenbar schon Hippokrates um 400 vor Christus ejakulierende Frauen beobachtet hatte. Doch dieses Wissen geriet in Vergessenheit. Ejakulieren wurde zum Synonym für den männlichen Orgasmus. Wenn Frauen über einen Flüssigkeitsausstoß beim Sex berichteten, wurden sie nicht selten wegen Inkontinenz behandelt, teilweise sogar operiert. Aktuelle Studien belegen aber, dass so gut wie jede Frau anatomisch dazu in der Lage ist. Warum erfährt man das nicht im Biologieunterricht?

Es fühlt sich erstaunlich selbstverständlich an, zwischen all den Frauen meine Finger über die Vulva gleiten zu lassen. Zu massieren, zu tasten, mal mit mehr, mal weniger Druck. Es geht um die geriffelte Fläche, gut zwei Zentimeter einwärts des Scheideneingangs, in Richtung Bauchdecke. G wie Genussfläche, sagen wir hier dazu. G wie Gräfenberg-Fläche heißt es in anatomischen Abbildungen, benannt nach ihrem männlichen Entdecker. Wird diese Fläche stimuliert, schwillt sie an und es kann zur Ejakulation kommen. Das kann, muss aber nicht mit einem Orgasmus einhergehen.

Ich habe den schwerer werdenden Atem, das kleine Seufzen der Nachbarin im Ohr, während sich in mir selbst eine Welle aufbaut – und wieder verflüchtigt. Meine Nebensitzerin keucht erstaunt auf, als sich ein kleines Rinnsal über ihr vorsorglich ausgebreitetes Handtuch ergießt. Ich verspanne mich. Vielleicht, weil ich erwarte, jetzt bitte schön auch ejakulieren zu müssen? Schließlich bin ich genau dafür zu diesem Workshop gekommen. Leistungsdruck verträgt sich bekanntlich nicht gut mit Sex. Oder irgendeiner Art des Sich-gehen-Lassens. Die Körpererkundung endet für mich nicht im spritzigen Finale.

Dazu kommt es erst ein paar Tage später, in aller Ruhe und mit Unterstützung. Das Ergebnis ist allerdings unspektakulär. Statt ungekannte lustvolle Höhen erlebe ich einen eher mechanischen Spannungsaufbau. Zufrieden bin ich trotzdem. Und ein bisschen stolz: Die eigene Scham zu überwinden fühlt sich unglaublich befreiend an.



Foto: Birthe Piontek

Sex ohne Penis ist ein Universum

Von Lou Zucker

E dan wollte nicht, dass sein Penis beim Sex irgendeine Rolle spielt. Er meinte, er brauche dafür Zeit und Vertrauen. Anfangs behielt er sogar seine Boxershorts an. Mit der Zeit begann er, es zuzulassen und zu genießen, wenn unsere Genitalien sich von außen berührten, aber er wollte auf keinen Fall Penetrationssex, vorerst zumindest. Er nannte es Circlusion – ein feministischer Begriff für dieselbe Sache, der aber im Gegensatz zu „Penetration“ die Aktivität der Vagina in den Vordergrund stellt: „Umschließen“ anstatt „eindringen“.

Ich fand die Begegnung zwar bemerkenswert genug, um mit verschiedenen Freundinnen darüber zu sprechen. Wirklich erstaunt war ich allerdings hauptsächlich darüber, wie erstaunt sie waren. Sex ohne Penetration! – ich benutze hier bewusst den nicht-so-feministischen Mainstreambegriff – ja, krasser noch: Sex ohne Penis! Das war etwas, was viele Gesprächspartnerinnen sich im ersten Moment kaum vorstellen konnten.

Viele Jahre war auch für mich Sex gleichbedeutend mit Penis-Vagina-Penetration. Mein „erstes Mal“ war für mich selbstverständlich mein erstes Mal Penetrationssex – obwohl ich schon viel früher Oralsex gehabt hatte. Als meine Mutter mich aufklärte, meine ich mich an den Satz „der Mann steckt den Penis in die Scheide“ zu erinnern. Im Sexualkundeunterricht ging es fast ausschließlich um Fortpflanzung.

Ich hatte fast immer Schmerzen beim Penetrationssex. Meistens sagte ich nichts. Ich dachte, na ja, vielleicht ist es gleich vorbei. Oder aber: So geht Sex eben, wenn es mir nicht gefällt, muss irgendetwas mit mir nicht stimmen. Schon beim Rumknutschen war ich angespannt, weil klar war: Gleich kommt der Moment, gleich muss ich die Notbremse ziehen und mich rechtfertigen – oder es eben aushalten.

In meiner ersten Beziehung mit einer Frau öffnete sich mir ein Universum sexueller Möglichkeiten. Gleichmaßen bekam ich zu spüren, wie wenig Sex zwischen Frauen gesellschaftlich als solcher anerkannt wird – klar, da fehlt ja auch der Penis! Das denken sich wohl zumindest all die Männer, die sich dazu berechtigt fühlen, sich ins Gespräch einzumischen, uns anzubaggern oder sich auch vor uns einen runterzuholen, wenn ich mal in einer Bar ein offensichtlich romantisches Date mit einer Frau habe.

Spätestens mit Edan öffnete sich ein weiteres Universum für mich. Weil er mich oft fragte, worauf ich gerade Lust hätte, fiel es mir plötzlich erstaunlich leicht, ihm das genau zu beschreiben. Weil er so offen mit seinen Unsicherheiten umging und sich Zeit damit ließ, war es auch für mich einfacher, mir Zeit und Raum für meine Unsicherheiten zu nehmen. Die Heteroselbstverständlichkeiten bekamen Risse. Wenn ich jetzt – mit seinem Einverständnis – irgendetwas mit seinem Penis mache, habe ich zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl, dass es eine freie Entscheidung ist, zu der es Alternativen gibt. Dass ich es aus Lust und nicht aus Pflichtgefühl tue. Ich habe zum ersten Mal Sex mit einem Mann, auf eine Weise, zu der das Wort Circlusion passt – und die ich wirklich genießen kann.

Kohl für meine wunden Brüste

Von Ebru Tasdemir

X-mal schon gedacht, aber jetzt wird es Zeit, diese beiden gebührend zu feiern.

Also: Liebe Titten! Ein Hoch auf euch. Viele tolle Hebammen erzählen ja gern in Geburtsvorbereitungskursen, dass das Stillen eine der schönsten Erfahrungen überhaupt im Leben einer Frau ist. Mag ja auch so sein, in Einzelfällen. Bis dann die frischgebackene Mutter nach der Geburt merkt: Nee, so einfach ist das alles gar nicht. Stillen, so als Naturschauspiel, wenn das Kind zufrieden an der Brust der Mutter nuckelt – das sind Werbebildchen, die unsere Fantasie fest im Griff haben.

Denn die erste Zeit mit dem Neugeborenen ist geprägt von körperlichen Qualen, Unsicherheiten und Kohl. Wenn die „Milch einschießt“, wie man das so im Hebammenfachjargon nennt, sind Brüste dick und schmerzen. Das Kind trinkt nur in den allerwenigsten Fällen wie vorgesehen und macht nicht das, was es soll, nämlich friedlich die Nahrungsaufnahme im Drei-Stunden-Modus in Angriff nehmen.

Und weil sich das Ganze eben einspielen muss, wie die Hebammen dann seelenruhig versichern, werden bis zum „Einspielen“ die Brustwarzen rot, in den schlimmsten Fällen entzünden sie sich und bluten. Jede Stillzeit wird so zur Qual. „Ah, falsch angelegt“, sagt dann die Hebamme und zeigt einem die Fußballerhaltung – wie ein Fußball wird das Kind unter den Arm geklemmt. Bei mir half das immer semi, und Schweißausbrüche vor dem Stillen waren fester Bestandteil des Tagesablaufs.

Denn nein, die erste Zeit klappt oft nicht. Das Kind wollte nicht trinken, dann wollte es nur an die linke Brust. Was ich mit der Milch in der anderen Brust machen sollte, war dem Kind egal. Aber der verschmähten Brust nicht. Sie entzündete sich beleidigt. Die Rettung kam aus dem Kühlschrank, in Form von gekühlten Kohlblättern. Auf die brennende Brust gelegt, kann das helfen. Kann. Gegen die Grippe Symptome, die mit einer entzündeten Brust einhergehen, half es allerdings wenig. „Flaschenfütterung!“, dachte ich zweifelnd. Aber wie verpönt das in unseren linken Kreuzberger Akademiker*innenkreisen ist, kann Frau sich denken.

„Gib dem Kind die Flasche!“, sagte meine Mutter pragmatisch. Denn natürlich hatte sie mich mit der Flasche aufgezogen, in den 1970ern bekamen die Frauen in den Krankenhäusern noch Tabletten, um den Milcheinschuss zu stoppen. Bekanntlich waren die 1970er nicht unbedingt das Zeitalter der stillfreundlichen Krankenhäuser.

„Versuche es weiter!“, riet die Hebamme. Und siehe da: nach drei Monaten hätten das Kind und ich die neue Werbeikone fürs Stillen werden können. Die Brüste und das Kind taten endlich naturgegeben das, was sie sollten.

„Diese Qualen – warum erzählt einem das keine?“, fragte letztes eine Kollegin, die vor wenigen Wochen ihr Kind bekommen hat und nun im gemischten Doppel (Flasche und Brust) versucht, ihr Kind satt zu kriegen. Vielleicht sollte ihr noch jemand erzählen, dass Kinder in die Brustwarzen beißen, wenn die ersten Zähne kommen. Aber auch das halten Titten aus. Deshalb: Lasst euch feiern!